Die Mennonitische Rundschau

1877 — Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist. — 1939

62. Jahrgang. — Winnipeg, Man., den 15. März 1939. — Nummer 11.

Der Himmel ist mein Heim.

Hier bin ich im Pilgerstand,
Himmel ist mein Heim.
Diese Welt ist Wüstenland,
Himmel ist mein Heim.
Leid, Gefahren, Sorg und Not
Find ich hier als täglich Brot,
Dort ist ew'ger Sonnenschein,
Himmel ist mein Heim.

Stürme brausen um mich wild,
Himmel ist mein Heim.
Jesus ist mein ew'ger Schild,
Himmel ist mein Heim.
Sturmgepeitschter Wellenschlag
Wirft sich gegen meinen Pfad,
Dort ist ew'ger Ruhetag,
Himmel ist mein Heim.

Wenn Versuchung mich anficht,
Himmel ist mein Heim.
Kommt der Feind auch oft im Licht,
Himmel ist mein Heim.
Geh' ich hier durch Trübsalsnacht
Und der Feind mir bange macht,
Dann ertönt der schöne Reim,
Himmel ist mein Heim.

Dort werd' ich den Heiland seh'n,
Himmel ist mein Heim,
Dort werd' ich gekrönet steh'n,
Himmel ist mein Heim.
Dort, bei der Erlösten Zahl
In des Himmels Friedensaal,
Dort vergeß ich alle Quahl
Himmel ist mein Heim.

Seele auf, bekehre dich,
Mach' den Himmel zu dein Heim,
Liebe Jesus inniglich,
Dann ist der Himmel dein Heim.
Nur wenn du dem Heiland treu,
Lebst und rühmst ihn täglich neu.
Dies dein ew'ger Wahlspruch sei,
Himmel ist mein Heim.

(Eingesandt von
Franz H. Baumann.)

Teufelaustreibung.

Jakobus 4, 7 und 8: So seid nun Gott untertänig. Widerstehet dem Teufel, so flieht er von euch; nahet euch zu Gott, so naht er sich zu euch! Reiniget die Hände, ihr Sünder, und machet eure Herzen keusch, ihr Wankelmütigen.

Es ist die List Satans, der alten Schlange, sich uns gerade in der Gestalt vorzustellen, in welcher er sich uns nicht naht. Es ist seine List, daß die Menschen sich ihn mit Hörnern und Pferdefuß vorstellen, oder sonst als furchtbar häßliche Erscheinung, und wenn wir vom Teufel lesen, hören oder sprechen, überläuft es uns heiß und kalt in Furcht und Grauen. Man hat uns eingebildet, der Teufel komme, wenn man ihn an die Wand male, und wir haben es geglaubt und hüten uns, ihn an die Wand zu malen, laut von ihm zu sprechen oder sonst in auffälliger Weise seine Aufmerksamkeit auf uns zu lenken, und wir meinen, ihm so entgehen zu können, und täuschen uns gewaltig darin.

Andererseits hat die Welt ihn aber auch zur komischen Figur gemacht, und er hat sich gern gefallen lassen. Im überreligiösen Mittelalter entstanden die „Mysterien", das sind dramatische Schaustücke, die immer religiös waren. Auf dem Marktplatz der Stadt baute man ein oberste Stockwerk den Himmel, das dreistöckiges Gerüst, von welchem d. mittlere die Erde und das untere die Hölle darstellte, und in das Spiel waren die Bewohner und Beherrscher aller dieser drei Regionen verwickelt. Der Teufel aber mußte in allen diesen Spielen den Clown abgeben. Es ging ihm immer schlecht, und schließlich erschien er als bemitleidenswerte Figur, und heute noch spricht man mitunter von einem Menschen, dem es immer schief geht, als von einem „armen Teufel." Selbst in Goethes Faust macht der Miphistopheles keine vorteilhafte Figur, wenn es ihm auch gelingt, den gelehrten Doctor in seinen Bann zu zwingen.

Der russische Dichter Lermontoff kommt der Wahrheit wohl noch am nächsten, wenn er den Teufel als einen furchtbar schönen Engel in der Verbannung zeigt, der sich nicht scheut, das Heiligste im Menschen, die Liebe, als die Pforte zu benutzen, durch welche er in's Menschenherz eindringt und Besitz davon ergreift. Und auch der Apostel Paulus sagt uns, daß der Teufel sich gern zum Engel des Lichts verstellt (2. Korinther 11, 14).

Vor dem Schreckgespenst des Satans, fliehen wir in Angst und Grauen, und das will er haben, denn wer da flieht, der kann ihm nicht widerstehen. Den „armen Teufel" mißachten wir und vergessen, ihm gegenüber wachsam zu sein, und das will er wiederum haben, denn so kann er sich umso sicherer in unsere Herzen einschleichen. Kommt er uns aber als Engel des Lichts, so erkennen wir ihn nicht, den wir uns immer als Schreckgespenst oder als Clown vorgestellt haben. Wir lassen ihn ein, und er macht uns totunglücklich. Er führt uns so unauffällig wie nur möglich an den Rand des Abgrundes und stößt uns hinein, ehe wir uns dessen versehen.

Und doch ist der Fürst dieser Welt gerichtet, denn Jesus hat durch den Tod die Macht genommen dem, der des Todes Gewalt hat, das ist dem Teufel, und Luther mag wohl singen: „Ein Wörtlein kann ihn fällen." Trotzdem aber glauben die Menschen, die Teufelaustreibung sei die letzte und höchste Spitze, die der heilkräftige Glaube je erreichen könne.

Jesus aber sieht die Sache ganz anders an und nennt (Mark. 16, 17) die Teufelaustreibung als das allererste Zeichen, das denen folgt, die an ihn glauben, und unser Text sagt, daß der Teufel durch unseren Widerstand gegen seine listigen Anläufe in die Flucht geschlagen werden kann.

Jedes gläubige Gotteskind kann nicht nur sondern sollte unbedingt zu allererst ein Teufelaustreiber sein. Dazu befähigt uns das für uns vergossene Blut Jesu Christi unbedingt. Dazu müssen wir den Fürsten der Finsternis natürlich dort erkennen, wo er ist, und so erkennen, wie er ist. Er aber naht sich uns in der Gestalt eines Engels des Lichts und nicht in der Schreckgestalt, die wir uns eingebildet haben und mehr fürchten als sein inneres, teuflisches Wesen.

Wo ist denn der böse Feind, das wir ihm widerstehen können?

Wir denken uns ihn in der Hölle, und er wird ja auch noch einmal in den Abgrund eingeschlossen werden, und ihm und seinen Engeln ist das ewige Feuer bereitet, aber daß er dort jetzt schon sei, finden wir nirgends geschrieben im Worte Gottes. Dagegen ist in Hiob 1, 6 und 2, 1 ausdrücklich gesagt, daß er mit den Söhnen Gottes zugleich vor Gott tritt und also nach unserer Vorstellung viel eher im Himmel als in der Hölle zu suchen sei. Im Paradiese begegneten ihm die ersten Eltern, und er knüpfte an das kindlich unschuldige, gute Verlangen in ihnen an, daß sie so sein wollten wie Gott, und verführte sie zum Bösen, daß Eva mit Recht sagen konnte: „Die Schlange betrog mich."

Der böse Feind naht sich ganz gern schon dem unschuldigen Kinde, und ehe wir uns dessen versehen, zeigen sich in unseren Kindern die Geister des Eigensinns, des Zornes, des Trotzes, der Lüge und manche andere. Wir müssen sie bekämpfen, und der Kampf wird uns unendlich schwer. Die Erziehung unserer Kinder ist uns immer noch ein ungelöstes Problem, und in und an unseren Schulen merken wir, daß die bösen Geister nicht wegstudiert werden können. Trotzdem aber denken so wenige daran, daß gerade hier die Teufelaustreibung zu beginnen hat, und das sie gerade hier in der Kraft Jesu Christi in's Werk gesetzt werden muß, daß sie aber gerade hier auch noch am ersten und am leichtesten bewerkstelligt werden kann. Für Besessene halten wir die Tobsüchtigen, die in den Gräbern wohnen und keine Kleider am Leibe behalten, wie der besessene Gergesener. Solche sind ja auch Besessene, aber ihre Besessenheit fing viel eher an, als wir es glauben wollen. Der Satan drang erst ein und schuf dann erst die Krankheitserscheinungen des Wahnsinns.

Doch wie viele von unseren lieben, guten Müttern werden dieses mit mißbilligendem Stirnrunzeln lesen oder hören und mir böse sein, weil ich zu behaupten wage, auch die unschuldigen Kinder, wohl gar ihre unschuldigen Kinder, waren schon Besessene im Anfangsstadium, bei denen die Teufelaustreibung einsetzen müßte. Wie streichen sie dem kleinen Engel das Sonntagskleidchen glatt und loben es und merken gar nicht, wie sie dem Eitelkeitsteufelchen dadurch Nahrung geben, daß es sich sorecht im Herzen ihres lieben, unschuldigen Kindes festsetzen kann. Und wenn dann später die erwachsene Tochter oder der erwachsene Sohn den ganzen Verdienst auf Kleider und eitle Sachen verwendet und verschwendet und noch Schulden dazu macht, um seiner Eitelkeit schmeicheln zu können, wenn die Kinder dann ehrsüchtige, stolze und darum dumme Menschen werden und sich dieses alles in ihnen bis zum Wahnsinn steigert, dann weiß das liebe Mamachen immer noch nicht, wie sich ihr Engelchen so zu seinem Nachteil verändern konnte.

So viele Haushaltungen bei uns helfen auch dem bösen Geiste des Wankelmutes, der Unbeständigkeit und Zerfahrenheit das Kindesherz zu verderben, indem sie in gesteigerter Sparsamkeit ihren Kindern kein rechtes, schönes Heim bieten. Ist es aber zu Hause unwirtlich, kahl, kalt und gar schmutzig, dann geht das Kind auf die Straße hinaus und findet wohl draußen alles schöner als daheim. Das Heimatgefühl stirbt ab, das Kind wurzelt nicht mehr im Heimatboden, und eines Tages verläßt es das [illegible]haus ohne Reue, gleich-

giltig oder gar verbittert, weil keine Sonne ihm sein Heim erleuchtete und erwärmte und die Finsternis daraus vertrieb.

Wenn vollends Eltern in törichter Affenliebe ihren Kindern die Verantwortung für ihre Vergehen abnehmen, ohne daß die Kinder in Buße und Reue darum bitten, wenn sie ihre Kinder in Schutz nehmen nachdem sich dieselben gegen die Gesetze der Ordnung versündigt haben, und nicht einmal mehr sauer sehen können, wenn ihre Kinder schlecht sind, wie der schwachherzige Eli im alten Bunde, dann mag es wohl geschehen, daß solche Kinder zuletzt meinen, ihre Eltern seien extra für sie bestellte Sündendiener und hätten nichts weiter zu tun als ihre, der Kinder, Vergehen gut zu machen. Und wenn die Eltern das mit einmal nicht mehr können, dann wenden sich die Kinder von ihnen und treten die Herzen der Eltern mit Füßen. Und das geschieht, weil die Eltern in ihrem Kinde nur immer bloß den Engel sahen und den leibhaftigen Satan nicht bemerkten, der ihr und des Kindes Glück systematisch zerstörte. Und dieses Register ließe sich bis in's Unendliche erweitern.

In dem schon angeführten Markusworte sagt der Herr Jesus, daß sich in denen, die an ihn gläubig geworden sind, zu allererst eine die Teufel austreibende Kraft zeigt. Statt der Eitelkeit zu schmeicheln wird man hier die wahre Schönheit pflegen. Solchem Heim wird es anzusehen sein, daß hier Gotteskinder wohnen, die bemüht sind, überall den Abglanz des Himmels erstrahlen zu lassen, der ihnen das Herz füllt. Da wird im Lichte des Wortes Gottes und in der Kraft des Heiligen Geistes ein kräftiges Zeugnis wider die Sünde und für den Sünderheiland abgelegt werden, und sollte das einmal einem Kinde unbequem werden, daß es von daheim fortginge, so wird es doch den trauten Hauch der Heimat mit sich tragen und nicht ganz abirren können. Es wird in den meisten Fällen wiederkehren, denn es wird bald merken, daß die kalte, böse Welt da draußen den Vergleich mit dem trauten Vaterhause nicht aushält, wenn hier die Liebe auch oft ernst ist und wohl gar straft.

Wenn unseren Familien eine solche Kraft naturgemäß innewohnte, so würden wir viel weniger über den Ungehorsam unserer Kinder und unserer Jugend zu klagen haben, und unsere ganze Gesellschaft würde nicht so zerfahren, nicht so unstät und flüchtig sein. Wenn wir erkennen würden, daß wir als Gläubige zuerst Teufelaustreiber sein müssen, so würde es auch in unseren Gemeinden viel besser bestellt sein. Und Jesus hat den Seinen die Kraft gegeben, dem Teufel zu widerstehen und ihn in die Flucht zu jagen. Es bringt Kampf mit sich, und als Streiter Jesu Christi werden wir immer auf der Hut sein müssen. Aber wir werden auch den Satan fliehen sehen, daß er uns das eigene Glück, die Gesellschaft, die Gemeinde, den Staat und unseren trauten Familienkreis nicht zerstören kann.

Christus sah es als seine Aufgabe an, die Werke des Satans zu zerstören, und das ist heute die Aufgabe seiner Gemeinde, d. i. seines Leibes, durch den er auch heute noch wirksam sein will. Wir müssen alle Teufelaustreiber und Zerstörer der Werke des Satans werden. Und wir können durch den solche werden, der zuerst dem Versucher in der Wüste siegreich widerstand und ihm gebieten konnte: „Hebe dich weg von mir, Satan!"

Und wenn wir uns zu Gott nahen, so naht er sich zu uns und erfüllt uns mit der Gotteskraft, die alles überwindet und alle Teufel austreibt. Mit reinen Händen werden wir unser Brot verdienen können, und unser aller Herzen werden fest werden, welches geschiehet durch Gnade. Die Zerfahrenheit und die Unbeständigkeit unser selbst, unserer Familien, unserer Gesellschaft und unserer Gemeinden wird weichen und einem sicheren Frieden Platz machen müssen. Wir werden so manch' einen Teufel der Trübsal und der Schmerzen austreiben können, und der böse Geist der Verzagtheit wird in der Gegenwart der Kinder Gottes nicht bleiben können.

Das Kreuz auf Golgatha steht aufgerichtet als ein Panier allen Völkern. Laßt uns uns sammeln unter dieses Panier und den großen Sieg erkämpfen in der Nachfolge Christi und in der Kraft des lebendigen Glaubens an ihn.

Und Gott gebe uns den Sieg!
Amen.

Jacob H. Janzen.

Die Sendschreiben. Offbg., 1—3.
(Von der Bibelwoche in Winnipeg.)

(Fortsetzung)

An die Gemeinde zu Sardes.

Daß du lebest und bist tot, dieses ist eine sehr ernste und unverblümte Sprache.

7 Geister bedeuten die Fülle des Geistes. In Christo ist die Fülle des Geistes vollkommen. Aber alle Gaben, die Jesus in sich hat, hat er für uns. Sardes war vielfach ohne Geist, daher spricht Jesus von dem Nahen seines Geistes. Das Leben in der Gemeinde war durchweg ausgeartet in totes Formenchristentum. Von außen besehen, konnte es scheinen, die Gemeinde lebte, aber, wenn man besser zusah, war sie tot: es fehlte an der Liebe in der Gemeinde, und die Werke waren ohne Leben.

Sardis wird auf die Reformation, die protestantische Kirche, gedeutet. Sie, diese Kirche, hatte im Leben, im Geist angefangen: es war ein großes Geisteswehen gewesen. Sie war anfangs ein lebendiger Zeuge Jesu Christi gewesen und hatte daher den Namen, daß sie lebte.

Jetzt aber tot. Tod ist Trennung von der Gemeinschaft mit Gott. „Es gibt keine schlimmere Krankheit als den Tod", hat jemand gesagt. Das Leben in einer Gemeinde besteht in Liebe, Gemeinschaft, in Beweisen der Kraft und des Geistes. Wo diese fehlen, da stirbt die Gemeinde ab. Und es ist viel schwerer, sich aus einem gewissen negativen Gesamtzustande herauszuarbeiten, als nur über vereinzelte Vergehen oder Fehler Buße zu tun. Ein Körper kann durch und durch krank sein, oder aber, er ist im allgemeinen gesund, nur sind da irgendwo einige Fehler. Es ist klar, daß es im zweiten Falle viel leichter ist, eine Heilung zu erzielen.

Aber Gott läßt Sardes nicht fallen, er tut sein Aeußerstes, um auch diese erstarrte Gemeinde wieder zum Leben zu bringen.

„Werde wach und stärke das andere, das sterben will". Setze einmal da an, wo noch etwas Leben geblieben ist, entfache den kaum glimmenden Funken, daß er wieder in heller Flammen lodere, und von da gehe über auf das andere, das heute tot ist, um auch dieses wieder zum Leben zu bringen. Die Gemeinde war in ein Scheinleben hineingeraten. Der Prediger soll erwachen und die Augen auftun und erkennen, daß er die Gemeinde in den geistlichen Tod geführet hat. Er stärke und ermahne sich und versuche dann, auch den andern wieder frische, lebendige Nahrung zuzuführen. Fragen wir uns immer wieder, ob unser Christentum noch echt ist. Laß uns immer wieder neu anfangen. Orientiere dich stets an dem, was du anfangs hattest: ergreife das vom neuen und halte es.

Wahre Buße ist verbunden mit Selbstverurteilung. Aber es ist, wie schon gesagt, schwerer, sein ganzes Wesen, den gesamten Zustand zu ändern, als nur irgendeinen Fehler zu korrigieren. Man hätte sich also nur einem Losgelöstwerden von dem Urquell, der in Gott ist. Und nicht blos gemachte Erfahrungen entscheiden, sondern die gesamte Erneuerung, eine Neueinstellung und die völlige Rückkehr zu Gott. Geistlich Tote erkennen die Zeichen schwer und wissen nicht die Stunde, wann der Herr über sie kommen wird.

Etliche Namen, die ihre Kleider nicht befleckt haben. Es heißt „Kleider", nicht „Kleid", und gemeint sind die Werke.

V. 5. Die Gewißheit, daß man nicht verloren geht, ist nur auf den Linien des heiligen, gottgeweihten Lebens zu haben; alles andere ist nur tote Dogmatik. Erforderlich ist daher ein tiefes, inneres Selbstgericht, und nichts Schwärmerisches.

„Bekommen einen neuen Namen". Der neue Name ist das neue Wesen und das Leben in Gott eines Christen, das nur zu oft von Menschen übersehen wird.

An die Gemeinde zu Philadelphia.

Philadelphia bedeutet Bruderliebe. Es ist eine Gemeinde, die v. dem Herrn keinen Tadel bekommt. An diesem Orte war der Gemeinde eine offene Tür gegeben und ein offener Eingang in den Himmel.

Das Sendschreiben bezieht sich auf die gegenwärtige Zeit, die bis an's Ende reicht. Es gibt heute viel rechte Bruderschaften, viel Missionsgemeinden und fast überall offene Türen. Und es ist heute nicht zu verkennen, daß Leben herrscht im Hause Gottes.

„Du hast eine kleine Kraft", es war eine kleine Gemeinde und bestand zumeist aus einfachen Leuten; es waren nicht viel Gelehrte da. „Und sie hatte sein Wort behalten", indem sie nicht davon wichen und sich nichts rauben ließen, ähnlich wie Pfarrer Schrenk sagt: „Wir geben nichts ab von der Bibel, wir behalten sie ganz." Es hat bekanntlich immer wieder Bestrebungen gegeben, den Wert gewisser Bücher, z. B. des Alten Testaments, herabzumindern, und diese als nicht göttlichen Ursprungs zu erklären.

„Aus des Satans Schule". Besonders geübte, gottlose Leute, die da sagten, sie seien Juden, und waren's nicht. Auch sie sollen kommen und niederfallen zu seinen Füßen. Zu erwähnen ist in dieser Beziehung der Zionismus: gewiß ist die Hand des Herrn in dieser Bewegung, und muß solches angesehen werden als ein starker Posaunenton. Auch sehen wir darin ein Zeichen, daß Gott mit den Gemeinden bald fertig sein wird, und daß alsdann auch Israel wieder angenommen werden soll. Seien wir daher keine Antisemiten, sondern laßt uns für die Juden beten. Wie die Gemeinde zu Philadelphia, so werden auch die Gemeinden der Letzzeit, unserer Zeit, Erfolg haben unter den Juden.

V. 4. „Du hast bewahrt das Wort meiner Geduld." Sie tut den Gemeinden so not, auf daß sie den Willen Gottes tun und die Verheißung empfangen (Hebr. 10, 36). Philadelphia war eine kleine Stadt, und diese blieb verschont unter dem gewaltigen Tatarenherrscher Tamerlan, als der mit seinen Horden über Kleinasien dahinfegte; und Christen flohen dorthin, um hier Schutz zu suchen, so daß sie bewahrt blieben in der großen Trübsal, die mit Tamerlan über den Erdkreis kam. Und heute steht dem Weltkreis wieder eine Trübsal bevor, die so groß sein wird wie keine vorher — es ist die antichristliche Schreckensherrschaft.

„Ich will dich bewahren vor der Stunde der Versuchung." Viele glauben, daß hier die Gesamtgemeinde (eine Sammlung von allen Gemeinden) wird entrückt werden vor der Schreckensherrschaft. Denn es muß eine Weltherrschaft, in welcher sich die zehn Staatenreiche vereinigen werden, kommen, welches die 70. Jahrwoche — also 7 Jahre bestehen wird. Dieses Weltreich wird eine einheitliche Spitze haben. 3½ Jahre von den 7 Jahren wird die Weltherrschaft ziemlich herum sein und selbst Religionsfreiheit gestatten; dann aber wird der Drache in der letzten Verfolgung losgelassen werden und 3½ Jahre schrecklich wüten. Vor dieser Verfolgung soll die Gemeinde bewahrt werden, indem sie entrückt wird, wogegen der Antichrist versuchen wird, jegliche Religion auszurotten. Nachdem diese 3½ Jahre vorüber sind, wird die Vollzahl der Heiden eingegangen sein, dann wird auch Israel wieder in den Oelbaum eingepfropft werden können. (Römer 11, 25).

Vers 12: „Zum Pfeiler in dem Tempel." Die hier Pfeiler sind in der Gemeinde, werden's auch dort sein. Ein jeglicher wird seinen Lohn empfangen, nachdem er gehandelt; demnach wird das Los verschieden sein.

„Name meines Gottes und Name Jerusalems." Name bedeutet Wesen und Charakter einer Person", seinen neuen Namen" d. h., den Namen der Verklärung.

(Schluß folgt.)

Nackte Wirklichkeit

Von J. J. Kroeker.

—Fortsetzung.—

Unsere Prediger und Aeltesten werden dann wieder die wirkliche Achtung genießen, die ihrem Beruf zukommt. Was uns vor allem anderen so nötig fehlt, ist eine Wiederherstellung der Autorität der Religion. Wenn wir aufrichtig sein wollen, dann müssen wir gestehen, daß heute von keiner wirklichen Autorität der Religion in unserem Leben zu sprechen ist. **Der Zustand, in welchem wir dahinleben, ist ganz vortrefflich von Christoph Blumhardt in einem kurzen Satz geschildert: „Er (Christus) darf uns selig machen, wenn wir sterben; aber auf Erden soll er uns in Ruhe lassen!" Demzufolge hat auch unser Seelsorger nur dann irgend welche Autorität, wenn es keinem irgend wie wehe tut, und wenn es nichts kostet. Damit erweisen wir aber unserer Religion im besten Fall einen Judasdienst. Zum wahren Glauben gehört die Anerkennung der Diktatur Gottes über unser ganzes Sein. Daraus ergibt sich die Anerkennung der Autorität des Seelsorgers in allen rein religiösen Angelegenheiten.** Wie wenig wir davon selbst am Sonntag in der Kirche haben. kennen wir am besten daraus erkennen, daß wir schon beim Verlassen des Gottesdienstes mehr über die technischen oder inhaltlichen Mängel einer Ansprache diskutieren, als über den Inhalt der Gottesbotschaft, die aus jeder noch so mangelhaften Predigt heraustönt, wenn wir selbst es uns vornehmen, Gott zu hören. Ich weiß nur zu gut aus eigener Erfahrung, wie schwer es werden kann, unseren geistigen Blick vom Sprecher auf der Kanzel abzuwenden. Aber es geht, wenn man sich Mühe gibt, die Autorität des Wortes Gottes als absolut anzuerkennen und davon abzusehen, das dieses ewige Wort oft durch recht schwache und ungeschickte Boten verkündet werden muß.

Daß es so viele schwache und ungeschickte Boten gibt, die heute unsere Kanzeln besteigen, ist ebenfalls eine Folge unserer Auflehnung gegen die Autorität der Religion. Infolge mangelhaften Verstehens falsch zum Ausdruck gebrachte Frömmigkeit ist seit langer Zeit als ein Zeichen wahrer und völliger Hingabe angesehen worden. Hieraus ergab sich oberflächliche und dem mangelhaften Verständnis des Einzelnen angepaßte Schriftauslegung und Predigt. Als Endresultat erhalten wir dann Gemeinden, die wie ein Elias am Berge Karmel, eifern, die aber keine Liebe ausüben. Wenn aber erst eine Kirche und Gemeinde nicht mehr geliebt, sondern blos gefürchtet, oder „um der anderen willen" respektiert wird, dann kann solche Kirche und Gemeinde keinen Anspruch auf eine wirkliche Autorität auf religiösem Gebiet haben. **Es handelt sich dann um Zwang. Gott hat uns aber in Seinem Heilsplan mit der Menschheit nichts mit größerer Klarheit offenbart, als die Unversöhnlichkeit von Zwang und Religon. Das wir Mennoniten — als Einzelmenschen und Gemeinden — es so sehr vernachläßigt haben, Gott um eine klare Unterweisung über den Unterschied zwischen einer aus Liebe geborenen Autorität und der uns so bekannten Autorität des Zwanges zu bitten, hat für unsere Gemeinden schlimmere Folgen gehabt, als die meisten von uns einsehen wollen. Tradition und Sitte haben seit langem mehr zum äußeren Bestehen und Leben unserer Gemeinden beigetragen, als eine wirkliche Anerkennung des Wertes von Religion und Gemeindezugehörigkeit.**

Um hier einen Wandel zum besseren zu schaffen, müssen wir unseren Predigern wieder wahre Autorität auf religiösem Gebiet einräumen. Um ihnen aber Autorität einräumen zu können, müssen wir von ihnen verlangen, daß sie sich einzig und allein der Seelsorge widmen, nachdem sie sich für eine solche gründlich vorbereitet haben. Zu kulturellen Arbeiten müssen wir Laienbrüder berufen, die für solche Arbeiten die nötigen Fähigkeiten und Kenntnisse besitzen. Diese laufen weniger in Gefahr, das Reich Gottes in diese Welt, oder umgekehrt, die Welt in das Reich Gottes zu tragen.

— — — — —

Man könnte mich nun leicht so verstehen, das ich versuche, mit der Befürwortung einer getrennten religiösen und kulturellen Führerschaft innerhalb unseres Mennonitentums, der gänzlichen Verweltlichung unserer Kultur Tor und Tür zu öffnen. Wenn erst unseren Predigern alle Kontrolle über unsere kulturelle Entwickelung genommen ist, wird man sagen, dann haben wir bald weder eine gemeinde noch eine Kirche.

Um solchem Verdacht zu begegnen, muß ich hier einiges über die Aufgaben und Pflichten der Seelsorge einfügen. Hierfür wiederum muß ich vorausschikken, daß auch Kirche und Gemeinde nicht in der Lage ist, zweien Herren zu dienen, wenn wir den Begriff „Kirche" als Tempel Gottes, und den Begriff „Gemeinde" als eine Gemeinschaft der wahren Jünger Christi auffassen wollen. Nur so verstehe ich es aber, wenn ich von Kirche und Gemeinde spreche. Wenn wir Kirche und Gemeinde als mennonitische Gesellschaftsräume und Organisationen hinnehmen wollen, dann lohnt es sich wahrlich nicht, daß wir uns weiter irgend welche Sorge um Mennonitentum machen.

Wir sind aber Gott Dank schuldig, daß wir noch genug aus Christus geborenes Leben in unseren Gemeinden haben, um diese vor einem Versinken in einem sich „christlich" nennenden Antichristentum zu bewahren. Diese Gefahr wächst jedoch mit jedem neuen Tag und demzufolge muß auch der Schutz durch neues und vermehrtes Leben in Kirche und Gemeinde wachsen. **Hierfür müssen wir aber mit dem so irrigen Glauben an einen seligmachende Kraft der Kirchenzugehörigkeit aufräumen. Nicht ein durch Antisuggestion oder Angst vor den Mitmenchen hervorzurufenes, erzwungenes religiöses Benehmen baut und erhält Kirche und Gemeinde, sondern einzig ein ehrliches Streben nach einer Nachfolge Christi. Hauptsache ist nicht, daß dem Glied einer Gemeinde keine Fehler anzumerken sind, sondern daß es durch ehrliches Streben nach einer Heiligung seines ganzen Lebens mehr und mehr von seinen Fehlern verliert, statt sie nur vor den Augen der Mitmenschen zu verbergen.**

Wenn wir erst lernen, Kirche und Gemeinde von diesem Gesichtspunkte aus zu beurteilen, dann werden wir auch bald erkennen, daß wir heute weder in Seelsorge, noch in kulturellem Aufbau wirklichen Erfolg haben. **Wir** werden dann auch verstehen lernen, warum es weit wichtiger ist, daß wir wahre Religion für unsere Kirchen und Gemeinden retten, als daß wir Kirchen u. Gemeinden als Pflegestätten einer sich mit den Zeiten ändernden mennonitischen Religiösität erhalten.

Um das zu können, gibt es für uns keinen anderen Weg als den, daß wir Religion und Kultur trennen und uns bemühen, unseren Kindern Wege zu zeigen, auf denen sie aus Liebe am Mennonitentum festhalten und — wo immer nötig — zu ihm zurückkehren können. Die Gefahr, daß wir dadurch die Welt in die Kirche einladen, liegt nicht vor, wenn wir Kirche und Gemeinde Seelsorgern übergeben, statt daß wir sie, wie das so oft der Fall ist, Beamten einer mennonitischen religiösen Gesellschaftsorganisation anvertrauen.

Die Aufgaben der Seelsorge zu beschreiben, ist eigentlich überflüssig, denn der Name selbst sagt uns, daß ihr die Sorge um die Heilung der kranken, sowie die Pflege der gesunden Seele aufgetragen ist. Den Seelsorger bekümmern nicht die materiellen, sondern einzig die geistig-geistlichen Nöte der Gemeinde. Seine erste Aufgabe liegt darin, solche gesunde Seelen in seiner Gemeinde zu finden und zu gewinnen, daß er ihnen ohne Angst den kulturellen Aufbau des Gesellschaftslebens der Gemeinde anvertrauen kann. **Die Seelsorger, die wir haben müssen, um unsere Kirchen und Gemeinden für Gott zu retten, müssen gewillt sein, sich von Gott dafür befähigen zu lassen, aus Menschen wieder Christen zu machen, die, durch ihr eigenes Christentum, Kultur im Geiste des wahren und ewigen Christentums bauen. Der Seelsorger muß sich von Gott darüber aufklären lassen, daß eine christliche Persönlichkeit niemals ein menschliches Individium sein kann, daß sich nach einem einheitlichen Muster zuschneiden läßt; dazu noch einem Muster, daß dem Seelsorger am hübschesten aussieht. Die Ge**schichte der sozialen Entwickelung unserer Zivilisation lehrt uns, daß der Mensch dem seelischen Selbstmord zutreibt, wenn man ihm durch eine heute angestrebte Kollektivisierung den Glauben an den Wert der Persönlichkeit nimmt. **Unsere eigene Geschichte beweist uns, daß wir im besten Falle religiösen Selbstbetrug und Heuchelei für wahre Religion eintauschen, wenn wir danach streben, eine kollektivistische Religiösität in unseren Gemeinden zu erhalten.**

Ich will versuchen, obiges etwas durch konkrete Hinweise zu erklären. **Mir** sagte z. B. ein Prediger einer unserer großen Konferenzen vor einiger Zeit, daß er durchaus an die schreiende Notwendigkeit einer Erweckung in den Gemeinden glaube und das dafür Evangelisation notwendig sei. „Aber", setzte er hinzu, „das was wir heute so viel von Evangelisation sehen, ist wertlos. Entweder gelingt es auf diese Weise eine kurzlebige Gefühlserweckung hervorzurufen, die im besten Fall zu einer **gesetzesstarren** Religiösität führt, oder aber wir treiben viele Mitglieder, die heute noch zur Gemeinde gehören, hinaus, weil sie durch solche **Evangelisationsmethoden abgestoßen werden."**

Dieser Bruder sagte mir nicht, was er sich unter einer Evangelisation vorstelle, die wirklich neues Leben hervorrufen könne, und ich weiß nicht, ob er eine Vorstellung davon hatte. Ich habe aber seine Worte nicht vergessen und mußte unwillkürlich wieder an sie denken, als ich beim Studium von Prof. D. A. Schlatters „Die Geschichte des Christus" auf folgende Abschnitte stieß:

„Da die pharisäische Frömmigkeit das göttliche Gesetz als die Macht verehrte, unter die die Gemeinde gestellt sei, schien es ihr, damit sie Gott gehorsam sei notwendig, die Gemeinschaft mit denen, die gesündigt hatten, aufzuheben und sie zu schänden, weil der Gerechte selbt das Gesetz bräche, wenn er mit den Uebeltätern in Gemeinschaft bliebe, und Gottes Erbe verletzte, wenn er sie nicht dem Sünder entzöge. **Dieses Mittel seine Gerechtigkeit zu bewirken und zu beweisen, verwarf Jesus, als er die Taufe begehrte, weil er dadurch das tat, was die Verschuldeten zu tun hatten, und das stellt fest, daß er auch vorher im Verkehr mit seinen Dorfgenossen (von Nazareth) nicht diese Art von Frömmigkeit begehrt hat.** Wie er durch den Eintritt in die Zahl der Getauften sein Verhältnis zum Volk nicht nach der pharisäischen Regel ordnete, so trennte er dadurch, das er sein Wirken erst nach seiner Taufe began, auch sein Verhalten gegen Gott von dem der Pharisäer. **Weil das Gesetz ihren Gottesgedanken beherrschte, war es ihr Bestreben, sich durch die Leistung ihres eigenen Willens zu Gott zu erheben. Jesu Anfang bestand dagegen nicht in einem Entschluß, mit dem er sich selbst Gott anbot und sagte: „Ich bin dein Sohn," sondern darin, daß er hörte: „Du bist mein Sohn."**

Können wir an obigem nicht sofort den Geist erkennen, der so viele Evangelisation der Gegenwart beherrscht? Hören wir nicht immer wieder aus den Erwekkungspredigten unserer Zeit den Evangelisten heraus, wie er Gott zuruft: „Ich bin dein Knecht, darum mußt du diesen Sünder und jene Sünde verdammen, weil ich sie doch auch verdammen muß, damit der Sünder seine Schuld erkenne."

Wie grundverschieden ist doch dieser Geist einer Evangelisation von dem, den die Botschaften eines Johannes des Täufers und Christi an das Volk beseelten. Derselbe Prof. Schlatter sagt über die Bußpredigt des Täufers:

—Fortsetzung folgt.—

„Sträflich leichsinnig."

B. H. Unruh-Karlsruhe.

Die Leser wissen, daß diese beiden scharf geprägten Ausdrücke in den Aufsatz von Prediger B. B. Janz in Nr. 2 der „Rundschau" vorkommen. Und zwar in dem Zusammenhang, wo er über die Stellung zur kommunistischen Propaganda in Uebersee spricht.

Bei Gesprächen, deren wirkliches Ziel eine Klärung von bestimmten Fragen ist, soll man immer von solchen Punkten ausgehen, in denen man völlig stimmt. Auch Dr. John Horsch hat in einer ausgezeichneten Broschüre über den Kommunismus keine Zweifel darüber aufkommen lassen, daß es sträflich leichtsinnig wäre, diese so ungeheure Weltgefahr zu verkennen.

Herr Janz hat auch richtig gesehen,

(Schluß auf Seite 10.)

Der antichristliche Geist des Faschismus und Kommunismus

von Dr. W. D. Herstrom, Akron, Ohio.

(Uebersetzt aus „Defender" Febr. Nummer.)

Die Faschistenstaaten Deutschland, Japan und Italien haben einen starken Halt in Europa, Asien und Afrika. Diese Tatsache muß den Forschern der Bibelprophetie von ganz besonderer Bedeutung sein. Vom militärischen Standpunkte gesehen, ist Englands Lage sehr ungünstig. Seine konzentrierte Bevölkerung bildet die beste Zielscheibe der Welt für Luftüberfälle. Zweifellos hat Premier Chamberlain dieses in Betracht genommen, als er sich an dem Münchener Abkommen beteiligte. England ist nicht vorbereitet für Luftangriffe, und wäre der Krieg nicht abgewandt worden, so wäre die Stadt London gegenwärtig wohl schon zerstört. Chamberlain sieht wahrscheinlich ein, daß das Münchener Abkommen nur einen zeitweiligen Frieden bringt, er will jedoch den unumgänglichen Tag des Schreckens aufschieben.

Schon wird von der Ueberführung der Britischen Hauptstadt nach Canada gesprochen. In dieser Beziehung mag der Besuch des Königs George VI. in Canada von Bedeutung sein.

Frankreich ist geteilt.

Geschwächt durch innere Streitigkeiten bemüht sich Frankreich eine Revolution im Inneren zu unterdrücken. Die Revolutionstaktik der Kommunisten besteht in der Gründung einer sogenannten Arbeiterorganisation, welche sich in der Folge als eine „Volksfront" für die Revolution entpuppt. Die Führer machen der Arbeiterschaft große Versprechen, haben aber keine Absicht diese zu halten. Nachdem sie eine sogenannte Arbeiterbewegung ins Leben gerufen haben, sind sie bestrebt alle existierenden Arbeiterorganisationen in sich aufzusaugen, zwingen Millionen Arbeiter zum Beitritt, dann machen sie einen allgemeinen Streik, bringen die Industrie zum Stillstand, paralysieren den Verteidigungsmechanismus der Nation, beschleunigen die Revolution und übernehmen die Regierung. Dieses ist ihr Plan in Frankreich, wo sie mit 5 Millionen Anhänger prahlen.

In unserem eigenen Lande hat die von den Kommunisten beherrschte C. J. O. dieselbe Methode verfolgt. Sie haben versucht ein Monopol für Arbeiterorganisationen zu erlangen, um einen allgemeinen Streik zu veranlassen, die Industrie lahm zu legen und allgemeinen Wirrwar in Amerika hervorzurufen. Dann würden die Straßen Amerikas zu blutgefüllten Flüssen werden und das Blau und Weiß unserer Flagge würde mit rotem Blut durchtränkt sein!

Die „Associated Preß" brachte kürzlich von Washington folgende Nachricht: Das Hauskomitee über unamerikanische Tätigkeit hörte heute Zeugen aussagen, daß die Kommunisten bestrebt sind aktive Kontrolle über jeden Teil der Arbeiterbewegung auszuüben. Der Präsident der U. A. W. (auch eine Arbeiterorganisation) sagte auf Fragen des Vorsitzenden des „Hauskomitees", Martin Dies, folgendes aus: Er glaube, daß man Grund habe anzunehmen die Kommunistenpartei würde nächstes Jahr noch größere Anstrengungen machen die Leitung der Arbeiterbewegung an sich zu reißen, und daß sie hoffe die Nationalregierung zu zwingen mit ihrer Parteipolitik Hand in Hand zu gehen.

Rußland, Italien und Deutschland.

Rußland hat ungefähr 20 Millionen Soldaten, aber weil sie ihre Intelligenz getötet hat, fehlt es ihr an einer wirksamen Leitung. Die niedrigen Leistungen in den russischen Fabriken übersteigen fast alle Begriffe. Das russische Volk steht dem Mordregime der Sovjetregierung feindlich gegenüber, und es wartet nur, daß ihm Gewehre in die Hände gegeben werden, um damit ihre unbarmherzigen Führer zu vernichten. Die Sovjetbeamten wissen dieses. Daher gehen ihre Bemühungen dahin, um in andern Ländern Revolutionen und Kriege hervorzurufen. — Während des Weltkrieges war Italien ein Staat 2. Ranges. Heute ist es mit großen Geschwadern von Bombern (Kriegsluftschiffe), Tausenden von Armeetanks und mit 9 Millionen hochausgebildeter Soldaten eines der wichtigsten Militärstaaten der Welt geworden. Italien kann seine Grenzen mit einer unsichtbaren Wand von elektrischen Strahlen umringen, welche die Motore der feindlichen Aeroplane zum Stillstand bringen, so daß diese zur Erde hinabstürzen müssen. Der verstorbene Guplielmo Marconi machte Versuche, in denen er in einer Entfernung von 100 Meile die Motore der Aeroplane zum Stehen brachte.

Deutschland ist ein starker Militärstaat. Großartige militärische Hochwege und unterirdische Befestigungen nähern sich der Vollendung. Die neulich erfundene „Luftbombe" kann ganze Städte in wenigen Momenten zerstören. Die Hochwege sind für elektrischen Strom eingerichtet, welcher von unterirdischen „Switchboards" kontrolliert wird. Dieser Strom kann die Motore der Autos, Trucks, oder Tanks jedes angreifenden Feindes aufhalten.

Japan, ein modernes Wunder. Seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts hat Japan seine Zivilisation um 400 Jahre vorgerückt. Heute ist diese Nation eine der einflußreichsten der Welt. Weder China noch Rußland kann es mit der militärischen Macht Japans aufnehmen.

Die Japaner haben ein Unterseetorpedo vervollkommnet, welches von einem menschlichen Insassen gelenkt wird. Jedes Torpedo kann ein Schiff vernichten. Eine große Flotte könnte in kurzer Zeit in die Luft gesprengt werden von diesem kleinen Todesverbreiter.

Es ist berichtet worden, daß infolge einer 20-jährigen Sovjetpropaganda in China gegenwärtig 100 Millionen Kommunisten sind. Rußland hatte gehofft diese Massen Japan entgegenzuschleudern, trotzdem scheint es, als erlitten die Chinesen nur Niederlagen. Es ist zweifelhaft, ob irgend eine Macht der Kombination (Verbindung) östlicher Mächte es mit der Tripple - Allianz der Antikommunistenmächte Deutschland, Italien und Japan aufnehmen könnte.

Die Schrift sagt voraus, daß zur Endzeit 3 große Konfederationen von Völkern entstehen werden. Diese scheinen sich in gegenwärtiger Zeit zu bilden.

Die nördliche Konfederation.

Hierüber steht in Hesekiel 38, 1—6: Menschensohn, richte dein Angesicht gegen Magog, den Fürsten von Rosch, Mesech und Tubal, weissage wider ihn und sprich: ich werde dich herumlenken und Haken in deine Kinnbacken legen — eine große Schar mit Schild und Tartsche — Perser, Aethiopier und Libyer mit ihnen, Gomer und alle seine Haufen, viele Völker mit dir."

Der Ausdruck „Fürst von Rosch, Mesech und Tubal" meint in Wirklichkeit den Russischen Fürsten von Moskau und Tobolsk (Das Wort „Hauptfürst" in der Schrift kommt von dem Hauptworte „Rosch". — Deutschland ist hier dargestellt als Gomer. Die durchgesehene Uebersetzung sagt „Cush und Put" anstatt „Aethiopien und Libyen." Cush und Put waren Teile von Persien und Syrien. Zufolge dieser Prophezeihung wird eine Vereinigung Deutschlands und Rußlands stattfinden. Diese neue Vereinigung wird wahrscheinlich eine Landroute (Landweg) bis zum Persischen Golf und dem Arabischen See einschließen. Gesagt wird, die Hitlerregierung richte ihr Augenmerk in gegenwärtiger Stunde nach dem Osten, nach der Ukraina, wo das Volk, wie man behauptet, hofft und betet, daß er losschlagen möge, um ihm Befreiung von der Roten Herrschaft zu bringen.

Eine Kombination des deutschen Wissens mit den russischen Hilfsmitteln würde die weit stärkste Militärmacht der Welt ergeben. Die natürliche Hilfsquellen Rußlands sind fast unbegrenzt und der mechanische Scharfsinn der Deutschen ist noch nie übertroffen worden. Diese Nationen könnten Kriegsmaschienen produzieren, welche die Welt erzittern machen würden.

Es ist schwer vorauszusagen, was eine Verbindung Rußlands und Deutschlands verursachen könnte. Die Kommunisten verlieren in Spanien, England und Frankreich. Alles, was ihnen geblieben, ist Rußland, Mexico und ein schwacher Einfluß in China. Allein kann Rußland es nicht mit Deutschland aufnehmen.

Die Roten Internationalisten ziehen alle Drähte um die Ver. Staaten in einen Krieg mit Deutschland zu verwickeln. Wir sollen Deutschland bekämpfen, und sie werden dann die Nutznießer (Beneficienten) unseres Blutvergießens sein. Dieses würde den zurückweichenden Roten einen neuen Anlauf für ihr Programm der Weltrevolution und Weltherrschaft erlauben.

Es würde ihnen gefallen, wenn wir noch einen Krieg ausfochten, um die Welt für die Demokratie zu sichern. Es stellt sich aber heraus, daß „Demokratie" jetzt „Kommunismus" meint für die Roten Propagandisten. Die Kommunisten behaupten, daß Rußland die einzige „reine Demokratie" in der Welt ist.

Amerika wird durch Propaganda zum Krieg vorbereitet. Viele werden über die Zumutung, daß die Ver. Staaten einen Krieg im Interesse Rußlands führen könnten, erstaunt sein, für eine Nation, welche Millionen Christen dahingemordet hat, die Bibeln verbrannt, das Kircheneigentum konfisziert (enteignet) und die letzten Ueberreste der Redefreiheit und Pressefreiheit vernichtet hat. Und doch müssen wir daran denken, daß der „New Deal" den Kommunismus in väterlichen Schutz genommen hat, und daß diese Tatsache schon von der ganzen Welt verstanden wird.

Franklin D. Roosevelt hat Rußland anerkannt während ihre Hände noch mit dem unschuldigen Blute von Millionen Gemarterter trieften. Wir haben heute noch keinen Protest erhoben gegen den Millionenmord der Christen Rußlands. Noch haben wir keinen Einspruch erhoben gegen das „Lebendigverbrennen" Hunderter Priester und Nonnen im Roten Spanien. Wir protestieren nicht gegen die Konfiskation des Kircheneigentums in Mexiko. Damit haben wir die Mordherrschaft der Kommunisten unterstützt und mit ausgesuchter Gefälligkeit gaben wir uns zufrieden mit Protesten gegen viel weniger schändliche Verbrechen anderer Nationen.

Die rote Färbung der Zeitungsnachrichten.

Amerika ist in den letzten Wochen mit Propaganda bombardiert worden. Die „Chicago Tribune" warnte die Leser in einer vollseitigen Bekanntmachung, daß 90% der Nachrichten aus Europa „Propaganda" sei. Ein gut informierter Schriftsteller sagte neulich in einem andern Journal: „Jede europäische Nachricht ist mit einem durchsichtigen Tropfen roter Tinte gekennzeichnet. Das Ziel dieser Propaganda ist, die Außenpolitik der Ver. Staaten zu sovjetisieren."

Die Mehrheit unseres Volkes nehmen die Zeitungsnachrichten als biblische Wahrheit an. Sogar urteilsschwache Christen sind durch diese zersetzende Propaganda irregeführt worden und haben die Kommunisten in ihren Anstrengungen unterstützt, um uns in einen Krieg zugunsten der Russichen Sovjet hineinzustürzen.

Eine Meldung der „Associated Preß" aus Washington vom 1. Dezember sagte: „Der Gehilfe des Kriegssekretärs Louis Johnson enthüllte heute, daß 10 000 Industriewerke ganz bestimmte Kriegsaufgaben erhalten haben." Die Ver. Staaten bereiten sich öffentlich vor in Europa zu kämpfen, trotzdem kein europäischer Feind herüberzukommen droht, um uns anzugreifen.

Jede erdenkliche Anstrengung wird

gemacht, um die Kriegsleidenschaften des amerikanischen Volkes zu entflammen. Der so künstlich geschürte Haß ist nur gegen Deutschland und Italien gerichtet. Wir sollten uns fragen — Wer, oder welche Gruppe könnte am meisten Interesse an unserem Kriege mit diesen beiden Staaten haben? Beantworten wir erst diese Frage, so haben wir sehr wahrscheinlich den Schlüssel zur gegenwärtigen Propagandawelle, die durch Presse und Radio verbreitet wird.

Die Kriegsflammen werden geschürt.

Am 14. Januar ließ Louis Johnson einen neuen Sturm los, der hauptsächlich gegen Deutschland gerichtet war. Eine „Associated Preß" Meldung dieses Datums berichtet von Washington: „Indem Louis Johnson, Gehilfe des Kriegssekretärs, die Nation zur Mitwirkung an dem Schutzprogramm des Präsidenten Roosevelt aufforderte, behauptete er heute, daß eine sehr ernste Möglichkeit eines weltumfassenden Zusammenstoßes bestehe." Er gab Aufzeichnungen und Dokumente des Kriegsministeriums bekannt, die nach Aussage Beamter noch nicht publiziert worden waren. Diese Dokumente bestätigten, behauptete er, daß unsere Rechte völlig ignoriert wurden (von Deutschland), da wir, die Ver. Staaten, als schwach betrachtet wurden, als kleinmütig und keiner ernsten Erwägung als Feinde würdig! Weder Hindenburg noch Ludendorf dachten, daß d. Beteiligung Amerikas am Kriege von Bedeutung sein könne! Der deutsche Staatssekretär der Marine (Herr von Capelle) behauptete frech: Ich lege der Einmischung Amerikas gar keine Bedeutung bei."

Jedermann kann daraus sehen, daß Johnsons Behauptungen in solchem Tone gehalten waren, um ein feindliches Gefühl gegen das deutsche Volk zu erwecken. Deutschland ist Rußlands größter Feind. Rußland wird geholfen, wenn die Ver. Staaten in einen Krieg mit Deutschland verwickelt werden. Anderseits sollte das amerikanische Volk sich weigern in irgend einen europäischen Streit hineingezogen zu werden. Die überseeischen Nationen sollten sich allein überlassen werden, um ihre Kämpfe unter sich auszukämpfen.

Die Zeit wird es lehren.

Die Zeit wird es lehren, wie eine Vereinigung Deutschlands und Rußlands zuwege kommen kann; es mag durch Krieg, mag aber auch ohne Krieg geschehen. Mussolini mag Hitler dessen Stärke neiden, was einen Riß in der Freundschaft der beiden Diktatoren zur Folge haben kann. Sollte Deutschland die Unterstützung Italiens verlieren und alsdann Italien auf Seiten seiner Gegner finden, so könnte Deutschland sich gezwungen sehen mit Rußland zu gehen, dieses aus Selbsterhaltungstrieben. Sollte Deutschland Rußland angreifen und als Sieger hervorgehen, so würden die Völker beider Länder sich näher gebracht werden. Solche Einrichtung würde das russische Volk zweifellos befriedigen. Letzten Endes ist der Unterschied zwischen der Faschisten- und der Kommunistendiktatur nicht groß: der Faschismus beginnt friedlich und stärkt seinen Halt am Volke stufenweise.

Die östliche Konfederation mag Japan, China und Indien einschließen, in welcher Japan über die dunkelhäutigen Völker Asiens gebieten wird. Diese Völker bilden ungefähr die Hälfte aller Weltbewohner. Der Schriftausdruck „Könige des Ostens" buchstäblich „Könige der aufgehenden Sonne" — bezieht sich auf Japan, das ja allgemein als das Königreich der aufgehenden Sonne bekannt ist. Offbg. 16, 12—16).

Zu den 3 Hauptkonfederationen der Völker sind noch 2 kleinere Mächte genannt. In Assyrien wird sich ein Diktator von Bedeutung emporschwingen und sich mit der nördlichen Konfederation und den Königen des Ostens verbünden. Sie werden sich dem neuentstandenen Römischen Reiche widersetzen, welches den König des Südens als Bundesgenossen hat, einen mächtigen Herrscher in Nord-Afrika. Was den Führer des neuerstandenen Römischen Reiches betrifft, so finden wir in der Schrift, daß der König des Südens mit ihm gehen wird. Dies ist zweifellos die richtige Deutung von Daniel 11, 40.

Das Neuerstandene Römische Reich.

Das alte Römische Reich ist neu erstanden. Es wurde am 9. Mai 1936 ins Leben gerufen, als Mussolini sein Land „das Reich" nannte. Das neue Reich wird nach und nach 10 Königreiche in sich schließen, welche mit den 10 Zehen an Daniels Erscheinung gemeint sind und auch mit den 10 Hörnern des Tieres. Das Römische Reich schloß einst alle Länder am Mittelmeer in sich ein, auch England und auch die Gegend von Messopotanien bis zum Persischen Golf. Spanien wird nächstens den Faschismus annehmen, und sollte diese Nation zum Römischen Reich hinzugefügt werden, so bedeutet dieses, daß einer der 10 Zehen in Erscheinung getreten ist.

Frankreich hat den Regierungskurs geändert vom kommunisten - freundlichen Blum zum Faschistenfreund Daladier. Sollte Frankreich sich dem neuen Reich angliedern, so würde dieses der 2. der 10 Zehen sein.

England macht Zeichen der Gastfreundschaft in der Richtung des lächelnden Mussolini. Dieser hat den Schlüssel zur Situation. Sollte die Welt faschistisch werden, so würde der Faschismus das Regierungssystem des Antichristen sein. Das neuerstandene Römische Reich will mit der Zeit alle Länder am Mittelmeer kontrollieren, und der Antichrist wird eines Tages in diesen Ländern auftreten.

Die Forscher der biblischen Prophezeihungen werden mit großem Interesse die Formierung dieser 3 großen Mächte, die des Nordens, des Ostens und des Mittelmeeres, verfolgen. Hier sind die Vorbedingungen vorhanden zur Erfüllung biblischer Prophezeihungen von durchschlageder Bedeutung.

Eingesandt von J. Töws.

Gedanken über Gemeindebau.

(Fortsetzung)

Die Zukunft unseres gesamten Mennonitentums wird nicht zum mindesten Teil auch davon abhängen, wie sich bei uns der Begriff „Autonomie" auswirken wird. Dieses bei uns so hochgepriesene aber mißgedeutete Wort ist eine der wesentlichsten Ursachen unserer chronisch gewordenen Zersplitterung, trotzdem d. Wort durchaus nichts mit Losgebundensein oder Willde nur ihre Befreiung von jeder der geistlichen Rangordnung entsprechenden Gewalt und ihrer Unabhängigkeit vom Staat zu sehen. Die Autonomie aber, die wir leben, der wir verfallen sind, erweist sich als Spott auf die Worte des Eck- und Grundsteins: „daß sie eins seien, gleich wie wir." Hier möchte ich ein Wort von Pastor Göttner angeführt wissen: „Die Gemeinde Christi darf sich nicht zum Selbstzweck machen, nicht in der Erhaltung ihrer zeitlichen, äußeren Organisation das letzte Heil sehen." Mit straffer äußerer und innerer Geschlossenheit unserer großen menn. Glaubensgemeinschaft, mit fester und gesunder Organisation als ganzes würde uns jedoch mehr gedient sein als mit unserer alles zerreißenden Autonomie. Denken wir nur, wie unheilvoll sich in unserer Geschichte das Prinzip der Autonomie d. h. Selbständigkeit der Einzelgemeinde auswirken konnte, wenn es der Spielball menschlichen Eigenwillens wurde. (W. Fellmann). Nein, so sollte, so soll es nicht sein! Christus der Weinstock, wir die Gemeinden, sind die Reben, die aber durchaus nicht gleichwertig oder gleichmäßig entwickelt sein müssen. Christus der Leib, die Gemeinden seine Glieder, die naturgemäß wieder verschiedenartig sind, aber einzeln und ohne den Christus, der für alle da ist, kein Ganzes, sondern nur eine Verstümmelung darstellen können. „Ein jeglich Reich, so es mit sich selbst uneins wird, das wird wüste, und ein Haus fällt über das andere" (Luk. 11, 7). Wie wäre es, wenn sich einmal alle Mennoniten Gemeinden von hüben und drüben der Bitte unseres Menno erinnern und ihr auch Folge leisten wollten: „Meine Brüder, hütet euch vor der Zwietracht, jaget nach der Liebe und Einigkeit mit vollem Herzen!" Auch möchte ich die gesamte Mennonitenschaft daran erinnern, daß Prof. B. Unruh während des Lehrkursus für Prediger zu Neuteich (September 1934) betonte, daß der Fehlschlag der täuferischen Reformationsströmung darin begründet ist, daß sie sich zu sehr isolierte. Wir sollten aus dem Wahn herauskommen, als sei alles Mennonitische etwas ganz Besonderes.

„Sünde und Ungerechtigkeit, toter Glaube und flache Sicherheit, Zertrennung und Parteiung", das sind alles Untugenden, von denen wir leider auch bei uns so viel wahrnehmen können. Wieviel Zank und Streit, wieviel Uneinigkeit, Trennung und Anfeindung rufen diese Untugenden in unserer großen Glaubensgemeinschaft hervor! Wer von uns wird da nicht bewogen zu beten:
„Sonne der Gerechtigkeit, gehe auf zu unsrer Zeit, brich in deiner Kirche an, daß die Welt es sehen kann! Siehe doch, wie ist die Lieb so erloschen, daß ein Trieb nur noch selten wird gespürt, der des andern Seele rührt.
O Herr Jesu, Gottes Sohn, schaue doch von deinem Thron, schaue die Zertrennung an, die kein Mensch mehr bessern kann. Sammle, großer Menschenhirt, alles, was sich hat verirrt, laß in deinem Gnadenschein alles ganz vereinigt sein!
Gieß den Balsam deiner Kraft, der dem Herzen Leben schafft, mit der Liebe Freudenschein, tief in unser Herz hinein. Bind zusammen Herz und Herz, eins zu sein in Freud und Schmerz; knüpfe selbst durch deine Hand das geweihte Bruderband!
So wie du, Herr Jesu Christ, Eines mit dem Vater bist, sei vereinigt, treu und wahr, deine ganze Jüngerschar!"

Einen Rückblick auf das Jahr 1874 schloß Prediger Jak. Mannhardt (der damalige Herausgeber der „Menn. Blätter") mit folgender Bitte: „Gebe der Herr nur in Gnaden, daß einmal, und mag es dann auch gern noch länger dauern, der Zeitpunkt erscheine, daß wir alle, soviele wir zu dem mennonitischen Bekenntnis von ganzem und aufrichtigem Herzen stehen, uns vereinigen zum Gewinn für unsere Gemeinschaft und zum Lobe dessen, der in uns mächtig wirkt!" Ist dieses berechtigte und durchaus notwendige Gebet schon erhört nach 64 Jahren? „Wenn wir Christen sind wie andere Leute, ist es nicht der Mühe wert, daß wir in der Welt sind" (Blumhardt, Sohn). Der christliche Glaube muß wieder und wieder neu errungen werden (Aug. Wernig). Es gilt heute um ein neues Werden auch bei uns zu kämpfen. Wollen wir als menn. Gemeinden noch eine Daseinsberechtigung in der Gegenwart haben und damit auch unserm Volk einen Dienst leisten, so muß es uns ernst sein um die Erneuerung unseres eigenen und unseres Gemeindelebens aus dem Evangelium heraus" (E. Göttner.) Sollte sich nicht bei uns einstellen die große tiefe, reine Sehnsucht nach einer völligen Wandlung und Neuschaffung? Wollen wir nicht Leute werden, deren Christentum mehr und mehr Christustum wird? (Prof. B. Unruh). Heute sind ausgerechnet wir Mennoniten eine Familiengemeinschaft geworden. In dieser Entwicklung liegt die Tragik unserer Geschichte (W. Fellmann).

Nicht die Heidenmission ist es, die uns heute allein und ausschließlich bewegt, sondern die Frage, ob Gott in unserem Volke eine neue Erweckung schenken wird. Ist unser Volk zur Ernte für Gottes Reich? (A. Stier).

(Fortsetzung folgt)

— **In Verbindung mit der Beratung** der Bewilligung für das Schatzamts- u. Postdepartement erklärte Sekretär Morgenthau, daß die Grenze für Nationalschulden auf $50,000,000,000 erhöht werden müsse, falls die Voranschläge in der Vorlage angenommen werden.

Die
Mennonitische Rundschau
Herausgegeben von dem
Rundschau Publ. House,
Winnipeg, Man., Canada,
Hermann Neufeld, Editor.

Erscheint jeden Mittwoch.

Abonnementspreis für das Jahr
bei Vorausbezahlung: $1.25
Zusammen mit dem Christlichen
Jugendfreund $1.50
Bei Adressenveränderung gebe man auch die alte Adresse an.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe richte man an:
Rundschau Publishing House
672 Arlington St.,
Winnipeg, Man., Canada

Entered at Winnipeg Post Office as second-class matter.

Zur Beachtung.

1. Kurze Bekanntmachungen und Anzeigen müssen spätestens Sonnabend für die nächste Ausgabe einlaufen.
2. Um Verzögerung in der Zusendung der Zeitungen zu vermeiden, gebe man bei Adressenänderungen neben dem Namen der neuen auch den der alten Poststation an.
3. Weiter ersuchen wir unsere Leser dem gelben Zettel auf der Zeitung volle Aufmerksamkeit zu schenken. Auf demselben findet jeder neben seinem Namen auch das Datum, bis wann das betreffende Abonnement bezahlt ist. Auch dient dieser Zettel unseren Lesern als Bescheinigung für die eingezahlten Lesegelder, welches durch die Aenderung des Datums angedeutet wird.
4. Berichte und Artikel, die in unseren Blättern erscheinen sollen, möchte man auf besondere Blätter und nicht mit anderen geschäftlichen Bemerkungen zusammen auf ein Blatt schreiben.

Wann folgt die Tat?

Wer mit offenen Augen die Bewegung in unsern Blättern beobachtet, die unter unserm Volke entstanden ist, um unser größtes Problem, die Reiseschuld zu lösen, wird sich sagen müssen, daß viel getan wird, um dem Ziele näher zu kommen. Ernstgesinnte Männer machen Vorschläge, auf welchem Wege dieses Problem zu lösen sei. Die Beschlüsse der Vertreterversammlungen werden immer klarer und bistimmter. Alberta hat vor 1½ Jahren den Beschluß gefaßt, in 3 Jahren die Reiseschuld zu liquidieren, ebenso hat es Ontario gemacht auf der letzten Vertreter Versammlung, obzwar die Wege die von den beiden Provinzen eingeschlagen wurden, verschiedener Natur sind. Erfreulicherweise steht auch auf den Programmen der verschiedenen Gemeinde- und Bruderberatungen der Konferenzen und Versammlungen, fast immer der Punkt „Reiseschuld" und wird dieser Punkt auch mit gebührender Nachdrücklichkeit und Ernst behandelt und besprochen. Von Zeit zu Zeit lesen und hören wir auch herzergreifende Aufrufe u. Ermahnungen von unsern lieben leitenden Brüdern, die der Herr zum Werkzeug unserer Errettung brauchte, uns auf unsere Pflicht zu besinnen. Niemand kann den Vorwurf erheben, daß wir zu **wenig über Reiseschuld hören, lesen,** sprechen, schreiben.

Dann fragt man sich unwillkürlich, was ist das Resultat? Behauptungen, das sich unsere Einstellung der Schuld gegenüber gebessert hat, sind wertlos, ja schädlich, wenn sie nicht mit Zahlen zu belegen sind. Und was zeigen die Berichte der C. M. B. of Colonization? Anstatt einen Aufschwung in den Zahlungen zu zeigen, hat sie auf manchen Stellen einen Rückgang zu verzeichnen. Und die Ursache?

Jeder klardenkende Mensch kann sie sehr leicht feststellen. Es werden viele mit meinen folgenden Ausführungen nicht übereinstimmen, aber das ändert an der Sache nichts, denn Tatsachen sind Tatsachen!

Statistisch könnte man beweisen, daß bei aufrichtigem Wollen heute die ganze Reiseschuld gedeckt könnte sein, denn diejenigen, die ihre Schuld bezahlt haben, haben es nicht vom Ueberfluß getan, sondern haben notwendige Ausgaben nicht gemacht und haben Reiseschuld gezahlt. Ebenso sicher steht aber heute auch die Tatsache fest; daß die Reiseschuldner von heute in drei Jahren ihre Schuld nicht decken können, nicht einmal in fünf oder noch mehr Jahren. (Ich spreche nun von den Schuldnern als Großes und Ganzes). Und zwar aus folgenden Gründen: Die Schuld ist infolge der langen Vernachlässigung (ob durch selbstverschuldete oder andere Ursachen, ist weniger wichtig) zu einer Summe angewachsen, die den meisten den Mut zum Zahlen raubt, und diesen Umstand vermögen nicht einmal die sehr hohen Prämien, die bei Zahlungen gewährt werden, zu mildern. Ein anderer Grund ist der, daß ein sehr großer Teil der Schuldner, vielleicht größer, als man allgemein annimmt, durch d. langen Jahre der Depression und Dürre auf Jahre hinaus auch beim besten Willen nicht wird zahlen können. (Dieses soll sich nun niemand zum Ruhekissen unterlegen!) Und unterdessen laufen die Zinsen unbarmherzig auf!

Fühlen wir als Volk nicht endlich die Aufgabe, Taten zu tun? Was helfen die Beschlüsse: „auf die Schuldner einwirken, daß sie zahlen!" Das russische Sprichwort: „aus einem Stein kann man keinen Tropfen Blut herauspressen", ist auch hier anwendbar. Man kann bei diesen Forderungen so weit gehen, daß man verlangt, von den spärlichen Reliefgeldern einen Teil auf Reiseschuld zu zahlen!

Nein, laßt uns gerecht und brüderlich vorgehen! Wir als Volk, ein jeder, müssen drangehen und die Schuld, die trotz allen Einwendungen doch eine allgemeine Schuld ist, bei der C.P.R. tilgen! Dadurch erreichen wir: a. daß die Zinsen nicht mehr anwachsen! b. daß den mutlosen Schuldnern der Zahlungsmut kommt! c. daß die aussichtslosen Posten auch gedeckt werden! d. daß wir uns wieder werden als ein einig Volk fühlen, und daß wir als Volk unsern Ruf wieder herstellen, und was am allerwichtigsten und allerselbstverständlichsten sein sollte, **daß wir als Christen unsere Pflicht erfüllen**, und die Pflichterfüllung nicht nur vom Nächsten verlangen!

Selbstverständlich müssen die Schuldner in erster Linie alle Hebel dransetzen, um von der Schuld loszukommen. Der Ernst muß größer sein, als bei jenem Schuldner, der mir gegenüber mit **beredten Worten seine Zahlungswilligkeit und -unfähigkeit beteuerte, während wir** vor seinem frischgestrichenem Hause standen (dem einzigen gefärbten Hause in der ganzen Ansiedlung!) und an dem zum Ueberfluß nun noch ein kleiner Anbau hinzugefügt wurde! Aber wir andern dürfen nicht warten, bis die Willigkeit sich bei allen findet, sondern auch mit der Tat beweisen, daß uns die Schuld am Herzen liegt. Was willst Du tun, um zu helfen, daß wir dem Ziele näher kommen?

Laßt uns Taten sehen!!

Jacob Janzen,
früher Countess, Alta.,
jetzt 81 Luxton Ave., Wpg., Man.

Glenlea, Man.,
den 28. Februar, 1939.

Sagradowka.,
den 29. Januar, 1939.

Innig geliebte Kinder:

Will mal versuchen zu schreiben. Lange ist es schon her, daß wir nicht geschrieben haben. Aber es geht mir so: dem Auge fern, dem Herzen ewig nah. Täglich, ja stündlich denke ich an Euch. Aber was ist zu machen, wenn man nicht schreiben darf. Wir müssen uns halt in die Zeit fügen. Ich freue mich so zu dem Bilde von Euch, nun kann ich Euch doch sehen. Habt Ihr mein Bild erhalten? (Ja). Eine Zeitlang war ich krank, aber jetzt ist es wieder besser. Wir hatten Gäste aus der Krim. Heinrich Wiebe hat jetzt eine Lehrerstelle in Iwanowka. 25 Kilometer von hier. Sie kamen zu Fuß uns zu besuchen. Sie haben 5 Kinder. Viel für einen Versorger. Tante Abram Reimer hat in diesem Winter die Eltern, Bothen, besucht. Aber es war so kalt gewesen, daß sie fast erfroren war. Ich wollte sonst auch nach der Krim fahren, aber mir war bange vor der Kälte. Gedenke jetzt im Frühling zu fahren. Abram Wolfen haben ein Lorchen und Peter Wolfen einen Abram. Es geht ihnen allen gut. Uns geht es auch nicht schlecht; wohnen ganz allein in unserem Häuschen. Will noch von Bothen erzählen. Sie sind beide alt und lebenssatt. Mama ist gebückt und Papa ist auch ganz alt. So geht es ihnen gut. Die Kinder sind alle verheiratet. Tin ist sehr gesund.

Grüßt all die Bothen sehr von uns.

Peter war bei Aron Janzens. Beide sind gesund. Onkel Kröker ist alt u. schwach. David Neufelds ihr Aron lag auch zum Sterben krank an Lungenentzündung, ist aber wieder besser geworden. Frau Peter Dörksen ist Witwe, hat zwei Knaben. Von Eurer Mama weiß ich soviel, daß sie mit Agnes und ihrem Kind allein ist. Abram ist nicht zu Hause. Wie eilt doch die Zeit so schnell dahin. Bis Neujahr hatten wir mit den Watten droch, und jetzt noch der Februar und dann ist bald wieder die Saatzeit da. So eilt auch unser Leben dahin, bin schon dreiundsechzig Jahre alt, und habe noch alle Tage Watte gepflückt und hernach noch ausgehülst. Es gibt vierzig Kopeken das Kilo und bis 15 Kilo gehen den Tag zu pullen.

Noch etwas von unserem Viehbestand. Wir haben eine schöne Kuh, 2 Schafe, und ein Schwein. Haben auch eines geschlachtet. Haben auch 14 Hühner, konnten nicht mehr halten, weil der Stall zu klein ist und das Futter zu knapp. Mit Mehl und Kartoffeln langen wir aus. Unser Häuschen ist nur klein. Hat drei Zimmer und den Ofen in der Mitte. Peter muß fast immer fahren, alles ist so weit ab. Unser Dorf liegt so abgelegen von allem.

Wenn du lieber Sohn etwas schreibt, dann bitte eine russische Karte. Keinen Brief, es geht nicht. Warum, weißt ich nicht.

Ade lebt wohl, Eure Mama
H. Wolf.

P.S. Erhielten auch eine Karte von unserer Mutter (Witwe Ab. Loewen) aus Neu-Schönsee. Sie schreibt, daß sie mit unserer Schwägerin und ihrem Kind allein ist. Abram ist weg (verbannt). Haben ein Schwein geschlachtet und haben auch eine schöne Kuh. Aus dem Dorfe hat sie nichts erwähnt. Warum Abram Loewen verschickt ist, wissen wir nicht. Wo er ist wissen wir auch nicht.

Grüßend,
Jacob Pankratz,
Glenlea, Man.

Bekanntmachung.

So Gott will, wird die Bibelschule „Pniel" zu Winkler Manitoba ihre Entlassungsfeier und das Schlußprogramm in Winnipeg am 26. März feiern. Zu dieser Feier ist uns die St. Giles Kirche an der Straße Burrows, nur ein halber Block von Main Str. zur Verfügung gestellt worden. Weil wir die Kirche nur für eine bestimmte Zeit haben können, werden wir die uns bestimmte Zeit ganz genau beachten müssen. Die Entlassungsfeier wird an dem besagten Tage von 1 Uhr nachmittags bis 2 Uhr 45 Minuten sein und das Schlußprogramm von 8, 15 bis 10 Uhr abends. Jedermann ist herzlich eingeladen, an der Feier teilzunehmen.

Achtungsvoll das Lehrerkolegium.
Winkler, Man.

Radiogottesdienste.

Es sind in der letzten Zeit Anstrengungen gemacht worden, das Radio in den Dienst der Mission zu stellen. Es galt in erster Linie, finanzielle Schwierigkeiten zu überwinden, da jeder Gottesdienst uns auf $27 bis $30 zu stehen kommt. Sonst glauben wir, ist viel Interesse für die Sache unter unserem Volke vorhanden.

Es ist jetzt gelungen, die Geldfrage in so weit zu lösen, daß mit den Gottesdiensten ein Anfang gemacht werden kann. Auch haben die drei Winnipeg Chöre der Brüdergemeinde sich für diese Arbeit zur Verfügung gestellt.

Der weitere Verlauf dieser Gottesdienste wird von der Unterstützung und dem Interesse abhängen, die wir in dieser Sache von allen unseren Freunden von nah und fern erhalten.

Wenn wir in Betracht ziehen, daß ungefähr 2000 Personen unsere Programme hören werden, dann käme es ungefähr 1½ Cents auf die Person zu stehen. Die Lutherischen und Katholischen haben Radio Andachten. Sollten wir zurück stehen? Eine Schwester hat mit 25 Cent den Anfang gemacht. Eine zweite Schwester mit $1 Fortsetzung gemacht. Wer ist der nächste? Wir würden es besonders begrüßen, wenn Jugendvereine und die Prediger in unseren

Gemeinden uns in dieser Sache unterstützen würden.

Unser erster Gottesdienst kommt Sonntag den 19. März, von 3 bis 3.30 Uhr am Tage, über Station CJRC. Der Chor der Süd End Br. Gemeinde wird mit Liedern dienen und Prediger A. H. Unruh wird sprechen. Ladet andere ein und unterstützt die Sache. Sendet Eure Beiträge an C. C. Warkentin, 377 Langside Street, Winnipeg, Man. Unser zweiter Gottesdienst soll am 16. April v. 3 bis 3 Uhr 30 M. nachmittags stattfinden unter Mitwirkung des Nord End Chores. Es ist vorgesehen, daß Selbiges ein Ostergottesdienst sein soll.

Im Auftrage der Initiativgruppe der Winnipeg Mennoniten Brüder Gemeinden. C. C. Warkentin.

Bei unseren Brüdern an der Westküste.

Wenn man sein Heim in der Prärie bei 30 Grad Frost verläßt und einem 2 Tage später beim Aussteigen aus dem Zug warme Frühlingsluft entgegenweht, merkt man wahrhaftig den großen Unterschied. Da kann einem Brit. Columbia wohl gefallen.

Br. David Töws kam aus Chicago nach Winnipeg und von hier fuhren wir zusammen der Westküste zu. In Calgary schloß sich noch Br. B. Janz uns an. Am Bahnhof in Vancouver überraschte uns Br. Gerhard Derksen und sein Sohn Jacob und nahmen uns in ihrem schönen Auto nach Yarrow.

Am nächsten Morgen, den 17. Februar begann die Prov. Versammlung von Br. Col. und hielt auch noch am 18. an. Es waren zwei mit Arbeit angefüllte Tage.

In der gesellschaftlichen Arbeit in Br. Col. gibt's ja, wie auch sonst überall, manche Schwierigkeiten. Das Provinzialkomitee ist bemüht die Interessen der Siedler zu vertreten. Es konnte in den verflossenen Jahren schon viel erreicht werden. Der Gesundheitsverein mit Dr. Epp als Arzt arbeitet gut und hat vielen Familien schon enorme Summen erspart. Auch in der Vermarktung der Produkte sind durch kooperatives Vorgehen Fortschritte zu verzeichnen.

Ueber die wirtschaftliche Lage und die Aussichten für die Zukunft, wie auch über die Lage bei Yarrow speziell, wo nun schon viele Familien auf ganz kleinen Parzellen sitzen und auf Ausschaffen angewiesen sind, will ich nicht schreiben. Das wird jemand anders besser tun. „Wer in den Prärieprovinzen eine besetzte Farm hat und die Möglichkeit diese zu bearbeiten, sollte nicht nach Br. Col. ziehen", meinte Br. G. Derksen.

Wenn man die Siedlungen so von Jahr zu Jahr besucht, muß man aber doch über den Fortschritt staunen. Das statistische Material in den Berichten vom Ort zeugte auch davon. Auf dem Stumpfenland bei Abbotsford sind inzwischen manche recht schöne Wirtschaften (Hühner, Kühe, Beeren) langsam ausgebaut worden. Sogar auf der Insel bei Black Creek, wo die Stumpfen besonders groß sind, ist man hoffnungsvoll. Uebrigens haben wir den Eindruck, daß, wenn diese Siedlung nicht mehr Zuzug bekommt, sie abnehmen wird. Die Gemeinschaft dort ist klein und die Siedlung auch etwas zu abgelegen. Die Siedlung bei Yarrow wächst, so daß die Br. Gem. sich gezwungen sah eine viel größere Kirche zu bauen. Sie ist fertig und kann, wie man mir sagte, 1500 Zuhörer fassen. Außerdem hat sie im großen Kellerraum noch 18 durch Bretterwände abgeteilte Separatzimmer und einen großen Raum für die Sonntagsschulklassen. Das ist eine Leistung! Die Schuld, die auf dem großen Haus lastet ist nur klein. Auch die Mennon. Gem. hat eine neue Kirche gebaut. Außer diesen zwei Kirchen, hat Sardis ebenfalls zwei, Abbotsford — zwei, Coghlan eine, Vancouver zwei und zwei Mädchenheime, Black Creek zwei. Elf Kirchen, zwei Missionsstationen! Viel Ursache dankbar zu sein.

Dazu das milde Klima und die sonst schöne Natur. Ob die aufgehende Morgensonne die mit blendendem Schnee bedeckten Bergspitzen küßt, oder die Abendsonne sie in ihr wundervolles Rot taucht, es ist immer ein Bild, das einen mit großer Ehrfurcht vor dem Schöpfer dieser Pracht erfüllt. Br. Gerhard Derksen, dieser praktische und vielbeschäftigte „Oberschulze", rief mich eines Abends, als er gerade in den Stall ging die Kühe zu melken, ins Freie. Wir staunten beide: Am wunderschön gefärbten Horizont die weißen Kuppeln der Berge von den Strahlen der Abendsonne mit einem Rot in allen Abstufungen überflutet — eine Pracht, die man gerne in Vers und Bild festgehalten hätte.

Ohne Prosa aber geht's nun einmal nicht. Die Prov. Versammlung sprach auch über die Reiseschuld. Sie tat es sehr eingehend. Immer mehr wird die unbezahlte Schuld von vielen als eine Last empfunden, die immer ungemütlicher wird. Die Einstellung zu dieser Schuld wird besser, entschiedener, und ihre Erledigung ist, Gott sei Dank, durchaus keine aussichtslose Sache mehr. Werden wir nur treu sein, wird Gott es an Seiner Hilfe nicht fehlen lassen.

Zu dieser Frage faßte die Versammlung eine Resolution, die weiter unten folgt.

Wir wünschen den Brüdern und Schwestern an der Westküste Gottes Beistand zur Verwirklichung dieses guten Beschlußes.

*

Resolution

der 9. Provinzialversammlung der Mennoniten in Britisch Columbia am 17. und 18. Februar 1939 in Yarrow zur Reiseschuld.

Aus den Berichten über den Stand der Reiseschuld in B. C. ersieht die Provinzialversammlung, daß trotz der früheren schönen Beschlüsse zu dieser Frage die mennonitischen Einwanderer in dieser Provinz noch die große Summe von etwas über $100.000 schulden; gleichzeitig hat **das Verhalten der öffentlichen Meinung zu dieser Frage sich gebessert.**

Dieser hohe Stand der Reiseschuld ist zum Teil damit zu erklären, daß in den letzten Jahren viele Siedler aus den Prärieprovinzen mit großer Reiseschuld nach B. C. gekommen sind. Andrerseits muß die Prov. Versammlung feststellen, daß nur wenige Schuldner die gebührenden Anstrengungen gemacht haben, ihren Reiseschuldverpflichtungen nachzukommen, was daraus zu ersehen ist, daß nur ein Fünftel der Schuldner im Jahr 1938 gezahlt hat.

Deshalb unterstreichen wir erneut, daß wir als mennonitische Gesamtheit auf keinem anderen Wege von dieser Ehrenschuld loskommen, als daß der einzelne Schuldner zahlt. Darüber hinaus beschließt die 9. Prov. Versammlung, die im Augenblick auf B. C. lastende Reiseschuld in 5 Jahren zu erledigen. Damit dieses geschehe, ist die Prov. Versammlung dafür, daß

1. In den ersten drei Jahren alle Schuldner wirklich Ernst machen mit dem Bezahlen ihrer Reiseschuld, wenn auch unter Entbehrungen. Dann dürften für die letzten zwei Jahre schon nur die schwierigsten Fälle bleiben, für die dann besondere Wege zu suchen wären.
2. Daß es uns allen Gewissenssache sein soll, in vollem Einvernehmen mit dem Provinzialkomitee und den Distriktmännern bei jeder sich bietenden Gelegenheit säumige Zahler an ihre Pflicht zu erinnern. Bleibt das fruchtlos, dann sollen die Gemeinden ihre nichtzahlenden Gemeindeglieder in Behandlung nehmen.
3. Daß die Gemeinden schon jetzt die einzelnen aussichtslosen Fälle in die Hand nehmen und für einen nach dem andern solcher Schuldner die Reiseschuld bezahlen.
4. Daß wir alle rückständigen Boardsteuern von $3 50 für 1938 restlos einbringen und für das Jahr 1939 eine Auflage von 50 Cent pro arbeitsfähige Person von 16—60 Jahren machen, damit die viele Arbeit, die die Board im Zusammenhang mit der Einkassierung der Reiseschuld und auch sonst zu tun hat, getan werden kann.

C. F. Klassen.

Es interessiert mich.

In der Rundschau vom 1. März lese ich auf Seite 12 einen Artikel unter der Ueberschrift „Was ich bin" von einem J. P. Dyck. Gerne hätte ich auch die Adresse noch unter dem Namen gelesen, denn ich möchte stets gerne wissen, mit wem ich es eigentlich zu tun habe. Lese ich einen Artikel in der Rundschau, so spricht der Schreiber zu mir. Und in dem Artikel spricht ein Lehrer zu mir, das mich interessierte. Nicht weil ich seine Ansichten zu den meinen mache, sondern weil er eine Kombination seiner dreifachen Stellung schildert, die für mich und mit mir für einen jeden Alteinsässigen der Mennoniten, und ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich behaupte, daß auch für die aus Rußland Eingewanderten der Mennoniten mit einer verschwindend kleinen Ausnahme, unmöglich und undenkbar ist.

Daß wir unseren Editor nicht zu den Gleichgesinnten des J. P. Dyck rechnen können, ist uns allen klar, denn er als Prediger ist wie unsere Mennonitenprediger kein Politiker.

Mich interessiert aber noch, warum unser Editor solche Sachen aufnimmt. Oder gibt solch ein Artikel die Ansicht unserer Rundschau wieder Ich hoffe, ich errege keinen Anstoß durch meine Fragen. (Die Rundschau hält Rundschau, und da sammelt sie manche Ansichten auf, die sie zeigt, ohne daß sie dieselben zu ihren Ansichten macht. Bringt die Rundschau ihre unmaßgebende Ansicht, so steht unter solch einem Artikel die Unterschrift „Editor". Es sollte wohl öfter geschehen, doch noch geht's nicht. Ed.)

Ein alter Leser P. P. H.

— **England hat China einen Kredit** von 10 Mill. Pfund, beinahe 50 Mill. Dollar zur Stützung seiner Valuta eingeräumt, die China braucht, um Auslandskäufe zu machen.

Das Lied einer großen Liebe.

Fl. L. Barclay

(Fortsetzung)

Im Geiste teilte sie ihre Gesellschaften in drei Rubriken: Vergnügungsfeste, Feste für die Durchschnittsgesellschaft und Feste für die zu den sogenannten „Zehntausend" Gehörigen. Eines der letzteren stand in Aussicht, als die Herzogin nach einer ungewöhnlich langen Mittagsruhe ihr Gartenkostüm anzog und sich ans Rosenschneiden machte.

Während sie die Terrasse entlangschritt, öffnete Tommy, der verwöhnte Papagei, halb verschlafen das eine Auge, blinzelte ihr zu, schnalzte mit der Zunge, als wolle er ihr einen Kuß nachsenden, lachte vor sich hin und schlief wieder ein.

Unter all den vielen Lieblingen, die Ihro Gnaden besaß, nahm Tommy unstreitig den ersten Platz in ihrer Gunst ein. Mit seinem Ankauf hatte es eine besondere Bewandtnis! Nach dem Ableben des Herzogs fehlte der Hezogin gewissermaßen die rauhe Art, mit der er ihr zu begegnen pflegte, und es ging ihr geradezu auf die Nerven, daß sich jedes männliche Wesen verpflichtet glaubte, ihr mit der ausgesuchtesten, an Unterwürfigkeit grenzenden Höflichkeit zu nahen. Es wäre ihr eine wahre Erleichterung gewesen, wenn der Kammerdiener sie einmal angeschnauzt hätte, oder wenn dem Patronatsgeistlichen irgendein derber Ausdruck entfahren wäre. Wie die Sachen lagen, kam ihr Gemüt — je länger desto mehr — unter Druck, bis sie eines Tages in einer Zeitschrift einen Papagei angezeigt fand, der als vorzüglicher Sprecher angepriesen war und über ein Vokabularium von mindestens fünfhundert Wörtern verfügen sollte.

Sofort fuhr die Herzogin in die Stadt, suchte den Vogelhändler auf und war so befriedigt von dem, was sie mit eigenen Ohren von des Papageien Redekunst hörte, daß sie ihn auf der Stelle kaufte und eigenhändig mit nach Overdene nahm.

Am ersten Abend saß der neue Ankömmling verdrießlich in seinem schönen Käfig und war nicht dazu zu bewegen, auch nur ein einziges Wort zum besten zu geben, obwohl die Herzogin stundenlang auf der Lauer war, bald dicht neben ihm, bald in einer entfernten Ecke verborgen, dann wieder in einem Lehnsessel hinter dem Ofenschirm sitzend und anscheinend keinerlei Notiz von ihm nehmend, oder — ihm das Gesicht zugekehrt — gespannt lauschend. Tommy schnalzte mit der Zunge, so oft sie aus irgendeinem Versteck auftauchte, oder schickte den gelegentlich durch den Vorsaal huschenden Dienern nicht endenwollende Küsse nach und brach hierauf in schallendes Gelächter aus. Um sein Gedächtnis aufzufrischen, flüsterte ihm die Herzogin in ihrer Verzweiflung die Sätze zu, die sie im Laden von ihm gehört hatte, erzielte aber auch damit keinen weiteren Erfolg, als daß Tommy ihr gnädig zunickte und sich mit der Klaue den Schnabel zuhielt. Dennoch reute sie der Kauf nicht. Sie ergötzte sich an seinem roten Gefieder und ging mit der süßen Hoffnung zur Ruhe, daß der neue Hausgenosse bis zum nächsten Morgen Vernunft annehmen werde.

Und richtig, so war es. Schon in aller Frühe bemerkte sowohl das Hausmädchen, das den Vorsaal kehrte, als der Diener, der zum Frühstück läutete, daß der Papagei über Nacht seine Redekunst wiedererlangt hatte. Und als die Herzogin volle zehn Minuten später die Treppe herunter kam und Tommy zornig mit den Flügeln schlug, indem er ihr zurief: „Na, Alte, kommst du endlich?" setzte sie sich vergnügter an ihr Frühstück, als sie seit Monaten getan hatte.

*

Zweites Kapitel.

Fräulein Jane Champion.

Die einzige Verwandte, die ein gewisses Heimatrecht bei der Herzogin genoß, war ihre Nichte und ehemaliges Mündel Jane Champion. Dieses Heimatrecht beschränkte sich jedoch darauf, daß Jane sich selbst in Overdene oder dem Stadthause ihrer Tante einladen und dorthin gehen durfte, wann es ihr beliebte, bleiben konnte, solange sie wollte, und niemand Rechenschaft von ihrem Tun und Lassen zu geben hatte.

Als mit dem Tode ihres Vaters ihre einsame Mädchenzeit in der Norfolker Heimat ihren Abschluß fand, hätte sie gern den Platz einer Tochter bei der Tante ausgefüllt, aber die Tante brauchte keine Tochter, am allerwenigsten eine, die so ausgesprochene Ansichten und einen so selbständigen Charakter hatte, wie Fräulein Champion, und obendrein eine so unschöne, beinahe männliche Erscheinung mit unschönen Zügen war. Danach wurde ihr bedeutet, daß sie zwar stets willkommen sein, aber keine andere Stellung im Hause erwarten dürfe, als die übrigen Besucher hatten. Vor allem gab ihr die Herzogin zu verstehen, daß sie keinerlei Verpflichtungen den andern Gästen gegenüber habe, da Ihro Gnaden alle Rechte und Pflichten der Gastfreundschaft sich selber vorbehalte, und ihre Gesellschaften nach ihrem eigenen Geschmack geben wolle.

Jane Champion stand in ihrem dreißigsten Lebensjahre. Einer, der mehr Menschenkenntnis besaß als andere, schilderte sie einmal als das Ideal eines Weibes in einer unschönen Hülle. Bisher aber hatte keines Mannes Blick dieses Ideal einer Frauenseele durch die unansehnliche Schale in seiner ganzen Schöne erkannt. Sie hätte die Erde in ein Paradies verwandeln können für einen, der etwa das Augenlicht verloren hatte und dem infolgedessen der Blick nicht durch das unvorteilhafte Aeußere bei Erkenntnis ihres tiefen sittlichen Gehaltes getrübt wurde, so daß er ihr nahe genug trat, um eine Ahnung zu bekommen von der Fülle von Liebe, die das treue Herz barg, und er sich Rechenschaft geben konnte, was für eine herrliche Gottesgabe der Besitz eines solchen Weibes sein mußte. Bis jetzt aber war, wie gesagt, kein Blinder ihres Weges gekommen, der die Fähigkeit gehabt hätte, mit dem inneren Auge den Wert einer idealen Frauenseele zu erkennen. Es schien ihr Los zu sein, einen verhältnismäßig untergeordneten Platz einzunehmen, obgleich sie das Zeug gehabt hätte, den ersten Platz zu vollster Zufriedenheit auszufüllen.

Wieder und wieder war sie Brautjungfer gewesen bei Hochzeiten, wo den Bräuten trotz aller äußeren Reize die Eigenschaften abgingen, die einem Manne Bürgschaft für eine glückliche Ehe bieten, und die Jane Champion in so reichem Maße besaß.

Jane, die ein Mutterherz hatte wie wenige, war es bisher nur vergönnt gewesen, Patenstelle bei den Kindern ihrer Freunde und Bekannten zu versehen.

Sie hatte eine wundervolle Stimme, aber da man eine solche unwillkürlich mit einem lieblichen Aeußeren in Verbindung zu bringen pflegt, hatten die wenigsten eine Ahnung davon, und da sie ausgezeichnet Klavier spielte, fiel ihr in der Regel das Amt zu, andere zum Gesang zu begleiten.

Kurz, Jane hatte ihr Leben lang den zweiten Platz ausgefüllt, und sie hatte es gern getan. Wußte sie doch gar nicht, was es hieß, für irgend jemand Hauptperson zu sein. Ihre Mutter war gestorben, als sie noch ganz klein war, so daß sie keinerlei Erinnerungen an mütterliche Liebkosungen hatte, die sie sich zuweilen vorzustellen suchte, ohne sie je empfunden zu haben. Die kurz nach dem Tode ihrer Herrin entlassene treue Person, die Jungferndienste bei ihrer Mutter versehen hatte, kam etwa zwölf Jahre später bei Gelegenheit eines Besuches in der Nachbarschaft ins Schloß, in der Hoffnung, dort noch die eine oder die andere Bekannte vorzufinden.

Als das deutsche Fräulein und die englische Erzieherin, Miß Jebbs, nach dem Tee gerade nicht um den Weg waren, führte man sie ins Schulzimmer, damit sie Fräulein Jane sehe, deren liebliches Kinderbild ihr all die Jahre hindurch in treuem Andenken geblieben war.

Wie wenig entsprach das hochaufgeschossene, unschöne Mädchen mit den ungraziösen, beinahe knabenhaften Bewegungen jenem treu aufbewahrten Kinderbilde! Die gute Klara geriet ganz in Verlegenheit, als sie sah, wie das Fräulein sie von oben bis unten musterte, während sie sprach. So redselig sie in der Stube der Wirtschafterin gewesen war, so beklommen fühlte sie sich jetzt, und anstatt zu erzählen, was sie dem mutterlosen Kinde so gern von der Heimgegangenen erzählt hätte, sah sie sich nur tränenschweren Auges im Zimmer um und bemerkte schüchtern, daß sie sich noch gut erinnere, wie sich letztere gefreut habe, als die Kleine zum letzten Male von den Rosen Notiz nahm und die Händchen danach ausstreckte.

Ehe Klara ging, hatte Jane vieles gehört, was ihr nie im Traum in den Sinn gekommen wäre; unter anderem, daß ihre Mutter ihre Händchen mit Rosenblättern zu vergleichen und mit Küssen zu bedecken pflegte.

Das an keinerlei Liebkosungen gewöhnte Mädchen betrachtete die ungraziöse, braunen Hände und lachte — nur, um sich nicht anmerken zu lassen, wie nahe ihr die Tränen waren.

So kam es, daß Klara sie mit dem Eindruck verließ, Fräulein Jane könne nicht viel Herz haben, sonst hätte die Erinnerung an die heimgegangene Mutter anders auf sie wirken müssen. Fräulein Müller und Miß Jebbs aber konnten gar nicht verstehen, warum ihre Schutzbefohlene von da an die sonst durchaus nicht immer einwandfreien Hände so tadellos rein hielt. Unter dem Schutz der Dunkelheit küßte das einsame Mägdlein ihre eigenen Hände unter der Bettdecke, um sich annähernd vorstellen zu können, wie es sein müßte, wenn der Mutter Lippen sie berührten.

Später, als sie ihre eigene Herrin wurde, war eine ihrer ersten Handlungen, daß sie Klara als Kammerjungfer engagierte, und zwar zu so hohem Lohn, daß letztere sich ein erhebliches Sümmchen für ihre alten Tage zurücklegen konnte.

Jane sah nicht viel von ihrem Vater, der es ihr erstens nie hatte verzeihen können, daß sie ein Mädchen war, nachdem er sich so heiß einen Sohn gewünscht hatte, und zweitens, daß sie nicht ihrer Mutter ähnlich sah, sondern ihm.

Die wenigsten Eltern sehen ein, daß es ungerecht ist, ihre Kinder für Charakter- und Schönheitsfehler verantwortlich zu machen, die sie ihnen selbst übermittelt haben.

Der Held von Janes Kindheit, der Kamerad ihrer Mädchenzeit und der intime Freund ihrer reiferen Jahre war Derrick Brandt, der zehn Jahre ältere Sohn des Ortsgeistlichen. So nahe sie einander aber standen, hatte sie nie das Gefühl gehabt, als nehme sie den ersten Platz in seinem Herzen ein. Wenn er als Student der Medizin während der Ferien zu Hause war, gingen ihm Mutter und Beruf über alles, so gut ihm auch die Liebe des einsamen Mägdleins tat, und so sehr ihn dessen starker Charakter und eigenartige innere Entwicklung interessierten.

Später heiratete er ein liebliches, bildhübsches Mädchen, das Jane so unähnlich war wie nur möglich, aber die Freundschaft litt darunter nicht Not, sondern wurzelte im Gegenteil nur noch tiefer.

Nun er zu den hervorragensten Vertretern der medizinischen Wissenschaft zählte, galten ihm ihre Anerkennung seiner Arbeit und ihr teilnehmendes Verständnis für seine Bestrebungen und Ziele sogar mehr als der sichtbare Beweis königlicher Gunst, der ihm kürzlich zuteil geworden war.

Jane hatte keine intimen Freundinnen unter den Frauen ihrer Bekanntschaft. Bei ihrer angeborenen Wahrheitsliebe, ging ihr sowohl das Verständnis für die in der Gesellschaft praktizierten Verstellungskünste, wie auch für die kleinlichen Schwächen ihres Geschlechtes ab, so daß sie wenig Geduld dafür hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Todesnachricht.

Buhler, Kans.,
den 2. März 1939.

Es erfüllt einem doch mit tiefer Wehmut, wenn der Kreis, in dem man sich befindet, durch Lichtung gezwungen wird, sich immer enger zusammenzuschließen und immer kleiner wird. Am 23. Febr. schloß P. P. Schmidt nach vierjähriger Krankheit für immer seine Augen. Er war mir mehr als Schwager und Bruder. Seit unserer ersten Bekanntschaft in Pet. Balzers Schule — 1881/82 — entwickelte sich im Laufe der Zeit innigste Freundschaft, die sich stetig vertiefte.

Bei Peter Balzer ging er zwei Winter und bei H. H. Ewert ein Jahr zur Schule. Die Bildung, die er unter diesen tüchtigen, echt deutschen und christlichen Lehrern sich erwarb, bildete einen festen Grund, auf dem er später weiter baute. Er war sich seines hohen Standes als Glied am Leibe Christi bewußt und allezeit in seinem täglichen Leben brachte er es zum Ausdrucke. Unbestechliche Ehrlichkeit, unbeugsame Ueberzeugungstreue, verbunden mit warmer Liebe, kennzeichneten ihn. Ich habe öfter seine Beobachtungsgabe bewundert, die gepaart war mit nüchterner Beurteilung.

In Glaubenssachen war er unerschütterlich fest auf dem einen Grunde, Christus. Was manchen unsrer „Obersten" abgeht, nämlich „Geister zu unterscheiden", mit anderen Worten, „das Prüfen der Geister, ob sie von Gott sind!" war eine ihm verliehene Gabe des Hl. Geistes. Z.B. er erkannte, daß die Logen in ihrem Wesen antichristlich sind und unvereinbar mit Gemeindearbeit und Gemeindeleben. Folgerichtig resignierte er als Diakon, als nach seiner Meinung die Gemeinde eine zu laue Stellung dem Logenwesen gegenüber einnahm. Gegen Verweltlichung und geistliche Verflachung in der Familie und Gemeinde, nahm er eine entschiedene Stellung ein. Notwendige Neuerungen im kirchlichen Leben, war er weitherzig genug zu fördern. Darin war er vorbildlich, das Persönliche dem Sachlichen zu unterordnen. Wie viel segensreicher wäre die Arbeit in der Gemeinde und der Konferenz, wenn das „Ich" stets dem Ganzen untergeordnet würde!

Nach seiner ganzen Einstellung ist es selbstverständlich, daß er größtes Interesse für die Arbeiten unserer Konferenzen zeigte und weitgehendes Verständnis entgegenbrachte, welches er sich, wenn es eben anging, durch persönliche Beteiligung erwarb. Ein paar mal fuhren wir gemeinsam zu den Konferenzen in Nebraska und einmal nach Oklahoma. Aber auch mit großer Aufmerksamkeit verfolgte er die Weltereignisse, die er was leider im allgemeinen zu sehr unterlassen wird, in das Licht biblischer Profetie stellte. Das verlieh ihm eine gesunde Weltanschauung, um die ihn sogar mancher Gelehrte beneiden könnte.

Nirgends drängte er sich auf, bescheiden, unauffällig zog er seine Straßen. Warum der Herr den l. Bruder Schmidt dann noch für vier Jahre so allein nahm und ans Haus fesselte und in letzter Zeit ans Bett, ist für uns kurzsichtige Menschen ein unlösbares Rätsel. Sein Leiden trug er mit bewunderungswerter Geduld und besonders das seelische, das ihm in den letzten Monaten seine beinahe gänzliche Sprachlosigkeit muß verursacht haben. Doch seine Sehnsucht aufgelöst und bei Christo zu sein und sein Blick nach oben, blieben ihm ungetrübt. Das ist auch eine große Gnade unseres freundlichen Gottes. Bei ihm bewahrheitete sich's am 23. Febr., nachmittags, was der Dichter sagt: „Endlich kommt er leise, nimmt uns bei der Hand; führt uns von der Reise, heim ins Vaterland. Dann ist ausgerungen; ach, dann sind wir da! Dort wird ihm gesungen ein Haleluja!"

Seine Eltern waren Peter H. und Sara (Buller) Schmidt, denen er geboren wurde am 15. Mai 1861, im Dorfe Mariawohl, Südrußland. 1874 eingewandert, auf seinen Glauben getauft von seinem Onkel Aelt. Jakob Buller, 1881. Verheiratet 1890 mit Anna Friesen. Kinder 10, die alle am Begräbnis, den 27. Febr., teilnehmen konnten, bis auf Justina, die als Missionarin in Afrika wirkt. Alter: 77 Jahre, 9 Monate und 8 Tage. Zwei Schwestern, Witwe D. Schmidt, 82 und meine Frau 75 Jahre, überleben ihn.

Sein Mund ist für immer geschlossen, doch sein Einfluß, den er im Leben als Vater in der Familie und Glied in der Gemeinde und der Gesellschaft ausgeübt — wer kann ihn vergessen? Keine Macht kann den guten, christlichen Einfluß eindämmen, der nach seinem Tode durch seine Familie, die alle Kinder Gottes sind und einflußreiche Stellungen einnehmen, fortgepflanzt wird. „Das Gedächtnis des Gerechten bleibt im Segen."

Mit Gruß,
C. H. Friesen.

Berichtigung.

In dem Berichte von Mrs. Jacob Nickels Tod sollte es heißen: im Dorfe Prangenau, statt Paragua, geboren. Ferner: sie kam nach Amerika 1879 mit ihrer Schwester und ihrem Schwager Klas Kröker, nicht wie es dort steht, mit ihren Eltern, dieselben waren schon wenigstens 3 Jahre hier. Klas Krökers kauften die Farm wo Joh. Ediger jetzt wohnt, 1/4 Meile nördlich vom Buhler Friedhof. Sie gingen nach einem Jahr zurück nach Rußland.

Bericht von dem Tode unseres Vaters.

Unser Vater, David Krahn, wurde am 28. August 1862 im Dorfe Schönhorst, Südrußland, geboren. Seine Eltern waren Kornelius Krahn und Anna Redekop.

Er wuchs in dem Hause seiner Eltern auf, die später ihren Wohnsitz nach dem Dorfe Schöneberg verlegten. Im Jahre 1882 wurde er von Aelt. Heinrich Epp getauft und in die Chortitzer Mennonitengemeinde aufgenommen. Am 1. Januar 1888 trat er in den Ehestand mit der Jungfrau Sara Kasdorf. Nachdem er 33 Jahre, 1 Monat und 14 Tage Freud und Leid mit ihr geteilt hatte, wurde sie durch den Tod von seiner Seite gerissen. Dieser Ehe sind 7 Kinder entsprossen, wovon ihm 3 in die Ewigkeit vorangegangen sind.

Bis zur Zeit der Revolution lebte er als erfolgreicher Bauer in seinem Heimatdorfe. Als dann im Jahre 1924 drei seiner Kinder Rußland verließen und mit ihren Familien nach Canada auswanderten, schloß er sich ihnen an.

Die letzten 14½ Jahre hat der Vater in Gnadenthal im Hause der Geschwister Abram Bückerts verlebt. Er ist in dieser Zeit selten krank gewesen, aber seine Kräfte nahmen langsam ab. Das Gehen fiel ihm in den letzten zwei Jahren schwer.

Ein Herz- und Lungenleiden legte ihn Ende Januar aufs Krankenlager. Der herbeigeholte Arzt konnte wohl die Schmerzen lindern, Doch nicht die Krankheit heilen. Am 10. Febr., 10 Uhr abends, starb er im festen Glauben an seinen Heiland. Selig sind die Toten, die im Herrn sterben. Offbr. 14, 13. Wir gönnen ihm die Ruhe und erwarten ein Wiedersehen droben beim Vater im Licht.

Er ist alt geworden 76 Jahre, 5 Monate und 13 Tage. Witwer gewesen 18 Jahre, 11 Monate und 27 Tage. Großvater geworden über 17 Großkinder, von denen ihm 3 in die Ewigkeit vorangegangen sind. Auch ist ihm das Vorrecht zugefallen, sich eines Urgroßkindes erfreuen zu dürfen.

Das Begräbnis fand am 14. Febr. in Gnadenthal im Kellerraum der Schule statt. Als Redner dienten uns mit dem Worte Gottes die Brüder Franz Sawatzky, Gnadenthal und Johann P. Bückert, Schönwiese. Als erster Redner trat Franz Sawatzky auf, er hatte sich die Worte aus Jesaja 38, 1 gewählt, wo es heißt: „Bestelle dein Haus, denn du wirst sterben." Aelt. Johann P. Bückert sprach über Ebräer 4, 9—10: „Darum ist noch eine Ruh vorhanden dem Volke Gottes." Der Gnadenthaler Chor diente mit passenden Liedern.

Trotz des kalten Nordwestwindes, der das Leichenbegängnis besonders erschwerte, war der Kellerraum doch von Freunden v. nah u. fern gefüllt. Der tiefe Schnee jedoch verhinderte es den Meisten, ihm bis zur Grabesgruft das Geleit zu geben.

Die trauernden Kinder,
David und Sara Falk.
Schönwiese, R.R. 1 Box 48.
Gretna, Man.

Todesnachricht.

Es hat dem Herrn über Leben und Tod gefallen, unsere liebe Mutter, Witwe Aron Braun, geborene Kornelia Dück, durch den Tod aus unserer Mitte zu nehmen, und, wie wir fest hoffen, in ein Land zu versetzen, wo kein Leid, kein Schmerz und keine Tränen mehr sein werden.

Sie wurde geboren in Rußland (Fenkoreo), den 6. November 1864 und starb in Morris in unserem Heim, am 16. Januar 1939, und wurde den 18. zur letzten Ruhe begleitet. Hat also ein Alter erreicht von 74 Jahren, 2 Monaten und 10 Tage.

Unsere Mutter trat in den Ehestand mit J. Warkentin von Nickolaital am 29. November 1892. Aus dieser Ehe gingen 3 Töchter und ein Sohn hervor, welche noch alle am Leben sind.

Im Jahre 1898, den 22. Nov., starb unser Vater an Toll-Krankheit.

Im Jahre 1903, den 17. Juni, trat die Mutter in die zweite Ehe mit Aron Braun. Aus dieser Ehe gingen 7 Kinder hervor, wovon eines in Amerika ist, aber die andern wissen wir nicht, ob sie noch leben. Diese Ehe wurde wiederum aufgelöst am 6. Januar 1916, durch das Absterben des Stiefvaters, durch Schlaganfall.

Die Mutter war in den letzten Jahren öfters schwächlich und hatte ein sehr schwaches Herz, welches ihr die letzten zwei Wochen besonders, Atemnot verursachte. Sie ist jedoch bis an ihrem Ende bei vollem Bewußtsein geblieben und hat auch versucht, sich die Zeit durch leichte Handarbeit zu verkürzen. Folgendes Lied wünschte sie oft ihr vorzusingen:

„Gehe nicht vorbei, o Heiland,
Hör des Herzens Schrei,
Da du andern Gnad erzeigest,
Gehe nicht vorbei."

Die letzte Nacht fragte ich sie noch, ob ich das Lied wieder singen sollte, und dann sagte sie: „Der Heiland wird nicht vorbeigehen." Am nächsten Morgen schlief sie sanft ein.

Auf dem Begräbnis diente Aelt. Schulz mit der Leitung, unterstützt von den Predigern: Siemens von Winkler und Schmidt von Gretna.

Sagen noch nachträglich herzlich Dank für bezeugte Liebe, die uns von Seiten der Freunde und Nachbarn zuteil geworden ist.

In Liebe Ihre Kinder,
H. D. u. Anna Dück.

(Bitte den Nordwesten und Steinbach Post zu kopieren.)

Aus dem Leserkreise.

Brasilien.

Aus dem Leserkreise lief bei uns die Nachricht ein, daß der Betreffende gehört habe, daß in Brasilien alle deutsche Zeitungen verboten seien, und daß auch keine deutschen Zeitungen hingeschickt dürften werden. Die Rundschau geht wöchentlich in großer Anzahl nach allen Stationen in Brasilien, wo unsere Mennoniten wohnen, und das ungehindert. Uns ist von solch einem Zustande in Brasilien nicht bekannt. Editor.

Druckfehler.

In der Bekanntmachung über das jetzt in Druck genommene Buch „Schönfeld", eingesandt von Br. K. Fast, Howden, Man. ist ein Druckfehler eingelaufen. Der Preis des Buches ist nach wie vor $1.25. Alle Interessenten für das Buch möchten es sich merken.

„Sträflich leichtsinnig."
(Schluß von Seite 3.)

daß es das Verdienst des deutschen Volkes und seiner Staatsführung ist, wenn Europa von der bolschewistischen Gefahr gerettet worden ist. Schon der Charakter des deutschen Volkes bedeutet seit 1917 eine Mauer, eine schützende Mauer gegenüber den sich heranwälzenden roten Hochfluten. Wir in Deutschland verkennen aber in keiner Weise, daß auch Polen hier große Verdienste hat, die die ganze Welt würdigen müßte. Es ist kein Zufall, daß der Führer Deutschlands seinen kühnen Entschluß zu einer neuen Polenpolitik faßte, und daß Marschall Pilsudski die hingestreckte Hand ergriff. Im Weltkriege sind über 100,000 deutsche Soldaten polnischer Volkszugehörigkeit für Deutschland gefallen und andererseits sind durch die Siege der deutschen Armee die Polen zum Neubesitz ihres Vaterlandes gekommen. Dieses Ineinander von Geben und Nehmen ist auch schon in früheren Jahrhunderten Tatsache gewesen. Ich erinnere an die mongolische Invasion. Deutsche und polnische Ritter und Gefolgsleute warfen sich den Horden entgegen. Mit unvergleichlichem Opfermut nahmen sie, Deutsche und Polen, den gemeinsamen Kampf gegen den asiatischen Schrecken auf. Sie retteten Europa. Die Mongolen wandten bei Liegnitz (9. April 1241) ihre Pferde südwärts und jagten über das Gebirge nach Ungarn.

Die Geschichte kennt einen merkwürdigen Rhythmus. Auch der heutige Kampf in Spanien hat seine Parallelen. Karl Martell, der Sohn des fränkischen Majordomus Pippin von Herstal, siegte bei Tours 732 und bei Narbonne 737 über die Araber, wodurch er die abendländische Kultur rettete. Ein allerwichtigster Beitrag Frankreichs zur Rettung Europas von einer unabsehbaren Gefahr! Und wer denkt nicht an Wilhelm von Oranien und an seinen ungeheuren Kampf gegen die schwarze Gefahr, die schwarze Wolke, d. vom Thron Philipps II. gegen Mitteleuropa heranzog. Das deutsche Reich des Habsburger hat damals in unendlicher Verblendung die einsatzbereiten niederländischen Stämme allein gelassen, aber sie haben es wirklich geschafft. Wie getröstet muß es den edlen Oranier haben, als in jener Nacht zwei Taufegsinnte zu ihm kamen und ihm bescheiden, aber treu ihre Hilfe anboten! Sie hätten es für einen sträflichen Leichtsinn gehalten, diesem Manne seinen dornenvollen Weg auch nur mit Gedanken zu erschweren, geschweige denn durch unbedachte Rede. Im Gegenteil, sie haben unter Einsatz ihres Lebens von Ortschaft zu Ortschaft sich gestohlen und haben für diesen Mann unter höchster Gefahr für ihr Leben Geld gesammelt, damit er diesen nach göttlichem Weltregiment notwendig gewordenen Kampf erfolgreich beendigen könne. Er hat ihn zu Ende geführt, zum Heil auch wieder Europas.

Ich freue mich, daß ich in diesen Dingen halbwegs mit einigen sonst recht mißtrauischen Gesprächspartnern stimmen kann.

Das gibt mir das Recht zu gewissen Zurechtstellungen! Ich will sie so sachlich wie möglich machen. Ich muß aber dringend bitten, weiterhin doch einen gewissen Ton fallen zu lassen.

Der Begriff „staatstreu" ist in dem heutigen Deutschland geprägt worden. Das allein beweist schon, daß an eine Versuchung und Verführung zu politischem „Treubruch" und „Ehebruch" deutscherseits niemals gedacht ist noch gedacht wird. Ich habe 1937 im Anschluß an die Tagung des Deutschen Ausland-Instituts, Stuttgart über eine programmatische Rede des Herrn Reichsinnenministers Dr. Frick eingehend berichtet, wovon der Editor des holländischen Mennonitenorgans auch sofort in gerechter und billiger Weise Notiz genommen hat. Es müßte tief kränken und entrüsten, wenn von rußland-mennonitischer Seite eine solche allerwichtigste offizielle Deklaration einfach beiseite gelegt würde. Diese Dekleration hat bereits in „München" einen Niederschlag gefunden. Sie wird sich noch weiter auswirken, auch zugunsten von nichtdeutschen Menschen. Gestern abend hat der Reichskanzler u. Führer in seiner großer Reichstagsrede beispielweise d. deutsch-polnische Freundschaft wieder neu unterstrichen. Schon am 17. Mai 1933 sagte Hitler:

„Indem wir mit grenzenloser Liebe an unserem eigenen Volkstum hängen, achten wir die nationalen Rechte auch der anderen Völker aus dieser selben Gesinnung heraus und möchten aus tiefinnerlichstem Herzen mit ihnen in Frieden und Freundschaft leben. Wir kennen daher auch nicht den Begriff des Germanisierens. Die Sinnesart des vergangenen Jahrhunderts, aus der heraus man glaubte, vielleicht aus Polen oder Franzosen Deutsche machen zu können, ist genau so fremd, wie wir uns leidenschaftlich gegen jeden umgekehrten Versuch wenden." Das ist wirklich deutlich geredet. Einstellungen dieses Standpunktes und dieser Richtlinien sind, wenn sie etwa von unreifen jungen Deutschen geschehen, „sträflich leichtsinnig". Solche konfusen Köpfe sollen nicht meinen, daß das alte Mutterland ihnen das danken wird. Das sei einmal klar gesagt! Andererseits kann eine Beschattung obiger fundamentaler Idee seitens der Journalistik auch niemals unangefochten gelassen werden. Rußlanddeutsche Mennoniten, Mennonitenführer, Mennonitengeistliche dürften unter keinen Umständen ihre Feder so ansetzen oder Vorträge so einrichten, daß hier Mißverständnisse auftauchen können.

Deutschland hat das um sie nicht verdient! Es hat noch lange nicht alles heraus, was Deutschland für unsere Brüder getan hat. Ich werde so manches in meiner weiteren Artikelserie ans Licht stellen. Es ist kein Mensch hierüber so im Bilde als ich. Und alles, was ich sagen werde und noch viel mehr, ist dokumentarisch fest untermauert. Unser Archiv ist unser Schutz! Wir haben einen ehrlichen Kampf der Meinungen darum nicht zu fürchten. Das denke niemand. Und wir müssen jeden, aber auch jeden direkten oder indirekten Vorwurf der Untreue gegen die eine alte oder neue Obrigkeit weit und schroff zurückweisen. — Ich persönlich schleppe mich bis heute noch mit dem Nansenpaß herum, den ich jedes Jahr erneuern muß.

Weiter! Zu der NSDAP gehören rund 6 Millionen Reichsdeutsche von 80 Millionen. Schon im Reich kann nicht „was deutsch spricht" zur Partei gehören. Und nun sollte das für alle Canadadeutsche, Amerikadeutsche, für alle Deutsche in Brasilien, Paraguay usw. erstrebt werden? In meinem Besitz ist eine Anfrage seitens der Kolonie „Fernheim" im Chako vom Jahre 1936, von Ansiedlungen auch in anderen Ländern, ob sie nicht Reichsdeutsche werden dürfen. Eine solche Masseneinbürgerung ist abgelehnt worden mit der Begründung, daß die Volksdeutschen unbedingt Bürger ihres Gastlandes werden sollten, treue, sauberste Bürger mit Einsatz ihres ganzen Seins. Wo ist hier Treubruch, politischer Ehebruch und Versuchung zu ihm?

Wie oft ist gesagt worden — auch gestern wieder, — daß jedes Land sein „eigenes politisches Statut" haben muß und soll und darf. Auch politisch soll jedes Volk nach seiner Fasson selig werden! Und von jedem sogar Reichsdeutschen in jedem Lande wird streng erwartet, daß er die Gesetze des Landes, in dem er zu Gast ist, absolut achtet. Und wievielmehr gilt das für canadische, amerikanische, brasilianische, paraguayische usw. Bürger deutscher Volkszugehörigkeit! Man schreibt mir, daß junge Rußlanddeutsche drüben sich verächtlich über Canada äußern. Sie sollen nur herkommen! Dann werden sie erfahren, was ihnen gebraten ist. Sie kommen aber gar nicht her, sie werden, wenn man bei ihnen rechtzeitig solche Einstellung entdeckt, garnicht die Einreise hierher bekommen. Der Führer läßt Deutschland durch vermeintliche Freunde auch nicht schädigen.

In Deutschland ist noch ein Begriff geprägt worden: „volkstreu"! Er ist uns Mennoniten nicht fremd, wenigstens nicht unsern ursprünglichen Bauern, die von einer im göttlichen und menschlichen Recht nicht begründeten Anpassungsfähigkeit noch nichts besitzen. Die „volkstreue" Haltung nennen wir den ursprünglichen Gehorsam gegen das Gesetz, gegen die Ordnung des Schöpfers: „Ein jegliches nach seiner Art!" Diese Schöpferlosung ist in Europa neu aufgebrochen, und es kann keinen Prediger und Dogmatiker geben, der dieses Offenbarungswort der Schrift auf ihrem ersten Blatt uns verwischen könnte. Ich habe Prediger B. B. Janz immer zu den selbständig denkenden Lehrern und Predigern des Mennonitentums gezählt. Er wird sicherlich verstehen können, was gemeint ist. Wir halten es nicht für Untreue, nicht für Ehebruch, wenn wir jedem, aber auch jedem Politiker, sei er, wer er wolle, spreche er eine Sprache, welche er wolle, das Recht absprechen, uns die Muttersprache zu nehmen! Ach, in einigen Jahrzehnten wird es in der ganzen Kulturwelt eine große Selbstverständlichkeit sein, daß man „staatstreu" zugleich sein wird. Wenn die Völker sich nicht verachten, sondern wirklich achten, dann ist ja der Friede garantiert, mehr als durch krüppelige, unwürdige Schulgesetze, wo man edle, tüchtige Volkssplitter zwingt, ihre häusliche, ihre Bildungs- und Kirchensprache verstohlen in dunkeln Kammern zu erlernen. Dieser Ungeist muß gebannt werden. Wer da mithilft, der hilf dazu, daß auch die Minderheiten in den verschiedenen Ländern sich nicht als Mindewertigkeiten empfinden müssen und dadurch schlecht werden. Wir haben es von Dostojewski gelernt, daß die Minderwertigkeitsgefühle es sind, die den kranken verbrecherischen Menschen schaffen.

Und hat es je eine glückliche Ehe gegeben, wo der eine Teil die Kreatur des andern ist? „Hier ist nicht Mann noch Weib," sagt der Apostel, nicht im Sinne einer Bestreitung naturhaft gegebener geschlechtlicher und seelischer Verschiedenheit der christlichen Eheleute, sondern im Sinne der vollkommenen Gleichberechtigung der beiden, die Gott zum Schöpfer und Christus zum Meister und Herrn haben.

Der Kampf um die Gleichberechtigung der Volksgruppen in den verschiedenen Ländern wird zum Siege führen. Ich wünschte, daß der Historiker einmal sagen könnte, daß das Mennonitentum der Welt für die große, edle Idee der Volkstumrechte ein ungebrochenes Verständnis hat. Ich spüre jedenfalls etwas von diesem Verständnis auch in den Ausführungen des Artikels, der diese Darlegungen veranlaßt. Der Artikel ist unverkennbar gewissen Sorgen entsprungen, die aber unbegründet sind. Man sollte doch verstehen: Es ist nicht an eine gebrochene Treue gedacht, sondern an ein ungebrochene gegen den Schöpfer. Sind wir aber dem Herrn treu, dann sind wir niemanden, am allerwenigsten der gesetzten Obrigkeit untreu!!

Neueste Nachrichten.

— **Bukarest.** Nach 23jähriger Kriegsgefangenschaft kehrte vor einiger Zeit der 66 Jahre als gewesene Frontsoldat Jon Leghenda in sein Heimatsdorf Icani-Sutschawa zurück.

Leghenda war als österreich-ungarischer Soldat bei den Kämpfen in Polen in russische Kriegsgefangenschaft gefallen und nach langen Irrfahrten in Jskot in Sibirien gelandet.

Der Friedensschluß kam, für ihn und seine Gefährten bedeutete er nicht die Befreiung. Bis zum 1. Mai 1938 wurde er entgegen allen zwischenstaatlichen Abmachungen von den Russen gefangen gehalten und von den Sowjets, die so scheinheilig die Befreiung alles Unterdrückten verkündet haben, zu ärgster Sklavenarbeit angehalten. Am 1. Mai des verflossenen Jahres entschloß er sich endlich zusammen mit acht Siebenbürgern zur Flucht. Das Vorhaben gelang. Sie flohen über Omsk nach dem Kaukasus, fanden Unterschlupf auf einem türkischen Schiff, gelangten nach Konstantinopel und kamen von dort zu Fuß nach Rumänien. Nach neun Monaten trafen sie endlich in Rumänien ein.

Leghenda erzählte, in Peskot in Sibirien würden noch immer Tausende von einstigen Kriegsgefangenen zurückgehalten und zu ärgster Fronarbeit in einem Bergwerk angehalten.

— **Washington.** In scharfen und unzweideutigen Worten warnte der republikanische Senator Hiram D. Johnson von California im Senat unter Hinweis auf die kritischen Tage des Jahres 1917, wo er ebenfalls für Erhaltung des Friedens auf der Warte stand, vor der „heimtückischen Propaganda", die wiederum am Werke sei, um unsere Nation in den Krieg zu treiben. Zwei Grundsätze der Außenpolitik, so hob er mit erhobener Stimme hervor, müßten maßgebend bleiben, da sie volle Unterstützung der amerikanischen Bürgerschaft finden würden:

„Erstens — Amerika will keinen Krieg. Amerika wird kämpfen, um sich zu verteidigen, aber Amerika will keinen Krieg.

Zweitens — Amerika will keine verwickelnden Bündnisse haben. Nicht nur das, sondern Amerika will auch nichts von Verpflichtungen oder Vereinbarungen wissen, durch die wir in den Strudel eines Krieges getrieben oder in die

Streitigkeiten Europas hineingezogen werden könnten."

Der streitbare Senator von California übte unerbittliche Kritik an der Außenpolitik des Präsidenten Roosevelt, da sie zu „Sanktionen" führe, die nach seiner Ueberzeugung schlimmer seien als der Krieg, und verurteilte auch den kürzlichen Verkauf von Kriegsflugzeugen an Frankreich, weil dieser von Geheimniskrämerei und Heimlichkeit umgeben gewesen sei.

— **Reichsaußenminister Joachim von** Ribbentrop und Frank T. A. Ashton-Gatkin, der von dem britischen Außenamt beauftragt worden war, über Besserung der Handelsbeziehungen mit Deutschland zu konferieren, hatten in Berlin eine lange Besprechung.

— **Das britische Unterhaus billigte** Großbritanniens riesigen Anteil an dem internationalen Wettrüsten, nachdem Premier Chamberlain einige Stunden vorher zugegeben hatte, es möge „zum Bankrott jedes Landes in Europa führen". Chamberlain hatte beantragt, für das Rüstungsprogramm die Grenze der Anleihebefähigkeit von 400,000,000 Pfund ($2,000,000,000) auf 800,000,000 Pfund ($4,000,000,000) auszudehnen. Er teilte warnend mit, daß selbst dies nicht genügen möge, und er erklärte, Großbritanniens Kampagne, es mit irgend jemand in der Verteidigung aufzunehmen, würde ohne Rücksicht auf die Kosten weitergeführt werden.

— **ali. Unter den wissenschaftlichen** Instituten von Weltruf verfügte die Moskauer Akademie der Wissenschaften über eine der ehrwürdigsten Traditionen, die etwa mit dem Wirken Leibnitz begann, und mit dem Ausbruch der bolschewistischen Revolution endete. Obwohl bis 1923 zirka 50 führende Gelehrte erschossen wurden, und die doppelte Zahl in elender Armut zugrunde ging, gelangt es bis dahin im großen und ganzen, die kommunistische Hau-Ruck-„Wissenschaft" von diesem Institut einigermaßen fernzuhalten. 1924, das Jahr des Stalinischen „Regierungsbeginns", wurde für die Akademie ebenso entscheidend, wie das Jahr 1929, das seinerseits von tragischster Bedeutung nicht allein für die Wissenschaft, sondern für alle Völker, die von der Sowjetherrschaft terrorisiert werden, wurde.

1924 beginn die „Umbildung" der Akademie nach marxistischem Muster. Das bedeutete die völlige Zerstörung der geistes-wissenschaftlichen Abteilung und die Aufteilung der übrigen in dialektische und darwinistische Fachinstitute. Anlaß zum Vorgehen gegen die Akademie bot die Auffindung des Archivs der Kadettenpartei in den Räumen dieses Instituts, daß sich damals in Leningrad befand. Dieser „konterevolutionären" Entdeckung folgten Reinigungen großen Stils, denen z. B. auch der berühmte Historiker Platonoff zum Opfer fiel.

Im Jahre 1929 fanden „Neuwahlen" der Akademie statt, mit dem Ergebnis, daß nur handfeste Kommunisten, ja sogar Tschekisten auf die Stühle dieses ehrwürdigen Institutes kamen. Aber auch vor ihnen machte die Sowjetpraxis der „Säuberungen" nicht Halt.

— **27 Regierungen verhandeln über** einen Plan der Regelung der internationalen Weizenpreise und der Handelsquoten.

— **Präsident Roosevelt hat wieder eine** Rede gehalten, die in den demoratischen Ländern Anerkennung, in den Diktaturländern jedoch scharfe Kritik hervorgerufen hat.

— **Frankreichs Kriegsmarschall Petain** ist als Gesandter für das nationale Spanien bestimmt.

— **Dr. Hjalmar Schacht ist vom Führer** zum Leiter einer Auslandshandelszentrale ernannt. Sogar das Ausland rechnet mit Erfolg unter Dr. Schachts kundiger Leitung.

— **Ein Deutsch-Französischer Handelsvertrag** steht vor der Unterschrift.

— **Die Zeitungen sagen, daß 800 Familien** Flüchtlinge aus dem Sudetenlande nach Canada kommen, da die Prager Regierung jeder Familie $1500.— mitgeben will.

— **Im Hotelfeuer in Halifax sind im** Ganzen 24 Gäste und 4 Angestellte ums Leben gekommen.

— **London. Die Anforderungen der** Armee in der Höhe von 161, 123,000 Pfund Sterling oder $805,665,000 für das Fiskaljahr 1939—40 wurden dem Unterhause unterbreitet. Die Gelder sind notwendig, um das größte britische Rüstungsprogramm in der Geschichte Englands abzurunden.

Die Forderungen bringen das Jahresbudget zur ersten Male seit dem Kriege über eine Milliarde Pfund oder 5 Billionen Dollars.

Bei der Unterbreitung der Forderung hat der Lordsiegelbewahrer und Zivilverteidigungsminister Sir John Anderson erklärt, daß während der deutsch-tschechischen Krise im letzten Jahre drastische Schritte getan wurden, um das Programm der Zivilverteidigung dem ursprünglichen Plane um zwei Jahre voranzutragen.

Zum Schutze der Zivilbevölkerung vor Luftangriffen hat die Regierung 50,000,000 Gasmasken angekauft. Sie hat ferner 1,400,000 besondere kleine Gasmasken für Säuglinge und 1,300,000 Gasmasken für etwas größere Kinder bestellt. Die britische Regierung hat ferner 127,000,000 Sandsäcke gekauft und weitere 200,000,000 von Indien bestellt, welche im Laufe von drei Monaten abgeliefert werden sollen.

— **Großbritannien und Frankreich fanden** inzwischen wenig zu ihren Gunsten in einer Rede, die General Francisco Franco in seiner Hauptstadt Burgos nach Anerkennung seines Regimes durch die beiden Länder hielt. Franco hatte in seiner Ansprache vor einer riesigen jubelnden Menschenmenge besonders Italien, Deutschland und Portugal und den Ländern Amerikas, die Nationalspanien ermutigen, Dank gezollt und erklärt, Spanien werde die Länder nicht vergessen, „die ihm im Kampf gegen Kommunismus und gegen Mächte, die Spanien vernichten wollten, beistanden."

— **Reichsluftfahrminister Hermann** Wilhelm Göring versicherte in Berlin, er werde Deutschlands führende Stellung unter den Mächten der Welt auf dem Gebiete der Wehrmacht und besonders der Luftstreitkräfte aufrecht halten, und sagte, diese Stellung „werde in der Weltpolitik nach wie vor eine wichtige Rolle spielen". Er sagte: „Deutschland wird stets als Sündenbock für das Wettrüsten hingestellt. Aber die Abrüstungsvorschläge des „Führers wurden in den Wind geschlagen."

— **Am Vorabend eines Besuches des** Generalfeldmarschalls Hermann Wilhelm Göring forderte Premier Mussolini den Faschismus auf, vor jedem Plane der Mächte, der auf eine „Einkreisung" der totalitären Staaten abziele, auf der Hut zu sein.

— **Warschau. Deutschland nahm Polens** Entschuldigung wegen eines verübten Angriffes gegen die deutsche Botschaft an, aber in Danzig und in polnischen Städten gab es neue Zwischenfälle, wodurch die Beziehungen zwischen Polen und Danzig eine weitere Verschärfung erfuhren. Wilhelm Huth, der Vizepräsident des Danziger Senats, sagte: „Unter keinen Umständen werden wir zulassen, daß Danzig das Pulverfaß Europas wird."

— **Rom. Das italienische olympische** Komitee will bei der im Juni stattfindenden Sitzung des internationalen Komitees die Verleihung der Olympiade 1944 an Rom beantragen und sich zusammen mit Lausanne, Athen, London und Canada um die Spiele bewerben.

Ein einziger Tag.

Ein Erinnerungsbild aus der Bolschewistenzeit in Kurland.

Von Anna Katterfeld.

„Schnell, schnell, steht auf! Sie sind wieder da!" ruft sie ihren Kindern zu, die sich entsetzt in den Betten aufrichten. Die beiden Kleinen daneben schlummern noch süß und ahnungslos in ihren Bettchen.

Nun sind die Roten auch schon an der Schlafzimmertür! Als sie die eben erwachten Schläfer sehen, ziehen sie sich einen Augenblick zurück.

Das ist die Rettung.

„Schnell, schnell, fort!" ruft die Pfarrfrau.

„Unmöglich, wohin denn? Sie sind ja an der Tür," erwidert ihr Mann.

„Zum Fenster hinaus! Bitte, bitte, nur schnell! Es ist ja sicher, daß sie dich suchen."

Es ist furchtbar, in diesem Augenblick die Seinen verlassen zu müssen. Aber das Opfer muß gebracht werden. Seine Gegenwart bedeutet nur noch größere Gefahr für sie alle.

Ein alter Beiderwandanzug liegt neben dem Bett. In wenig Sekunden ist er angezogen. Der Sprung wird gewagt. Nicht einmal zu einem kurzen Gruß bleibt Zeit. Und doch weiß man nicht, ob es nicht einen Abschied fürs Leben bedeutet . . .

Unter dem Fenster ist ein Rosengehege und dahinter eine dichte Fliederhecke. So hat der Flüchtling Deckung und kann unbemerkt den Garten verlassen.

Was wird sein Schicksal sein? . . . Ist es denn wirklich möglich, daß er dem von Bolschewicken umstellten Gehöfte entkommt? . . .

Wenn es gelingt, ist es ein Wunder Gottes. Und Wunder geschehen heute nicht mehr. . .

Oder doch?? . . .

Inzwischen haben die Roten weiter im Hause gesucht. Sie haben nicht viel gefunden. Wir haben im Pfarrhause ja schon lange gemeint, das Wunder des Elias zu erleben, als die spärlichen Vorräte immer noch nicht zu Ende gingen und wir auch nicht zu hungern brauchten. Das Wenige, das da ist, lassen die Bolschewiken unberührt. Nur ein Sack Hafer, der für die Saat aufgehoben ist, lockt sie. Und dann der Keller! Ein paar Flaschen Abendmahlswein haben wir bisher gerettet. Im Triumph wird der Wein aus dem Keller gebracht! . . . Und auch die Flaschen mit eingemachten Früchten verschwinden in den Taschen der breiten, braunen Mäntel.

Endlich verlassen sie das Haus. Nebenan winkt weitere Beute. Der deutsche Stab, der während des Weltkrieges im Pfarrhause in Quartier gelegen, hat am Rande des Gartens ein großes Haus mit Offizierswohnungen gebaut. Jetzt sind dort die Sachen geflüchteter Nachbarsfamilien abgestellt. Wir können die Roten nicht hindern, auch dort nach Begehrenswertem zu suchen. Wenn sie nur nicht zu uns wiederkommen! . .

Eine Weile ist es still drüben. Nur dann und wann schlagen laute, zankende Stimmen zu uns herüber. Es gibt wohl Streit um die Teilung der Beute, wie wir ihn schon so manches Mal in nächster Nähe erlebt haben.

Da — plötzlich — — Was ist das? . . . Ein ohrenbetäubender Knall. Das Haus schwankt. Die Fensterscheiben klirren. Drüben im neuen Hause scheinen einige gesprungen zu sein. . .

Wüstes Geschrei tönt von drüben herauf. Dann stürzen die Roten aus dem Hause und laufen am Pfarrhause vorbei, die Allee, die zum Bahnhof führt, hinunter. Blutspuren bezeichnen ihren Weg.

Was ist dort geschehen? . . . Wir können uns keine rechte Vorstellung davon machen. Wir haben nur das Gefühl: Sie sind fort! Gott hat uns errettet!! und atmen erleichtert auf.

Es währt nicht lange, bis wir den Grund des Knalls und der Erregung der Roten erfahren. Während sie das Haus durchsuchten, waren sie an eine verschlossene Tür gekommen. Beim Versuch, sie zu öffnen, hat sich eine Handgranate entladen — oder ist sie absichtlich geworfen worden? — und hat dem einen der Roten die Ohrmuschel und einen Finger abgerissen. . . .

Ein Schauer durchzieht uns. „Gott hat gerichtet!" . . . Das Blut, das auf unserem Gehöft geflossen ist, und die verstümmelten Gliedmaßen jenes Mannes redeten eine ernste Sprache, — auch mit uns? . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Eine Stunde etwa herrscht Ruhe. Am Himmel hat sich ein Gewitter zusammengezogen. Stahlgraue Wolken ballen sich am Horizont, und ein dumpfes Donnergrollen gibt die Begleitung zum scharfen Ton der knatternden Maschinengewehre, der aus der Ferne herüberklingt. Schwül und dumpf drückt die Gewitterluft auf die Natur. Schwül und dumpf lastet die bange Ungewißheit auf den Gemütern.

Wir werfen einen Blick auf die Wiese jenseits des Gartens. Gott Lob, die beiden Kühe, die schwarze und die graue, unsere Wohltäterinnen dieses Winters, sind noch da und weiden seelenruhig im fetten Grase. Ein dankbarer Gedanke zieht nach oben. Auf den Raub von Kühen soll es diese Streifabteilung der Roten, die uns heimgesucht hat, auch abgesehen haben. . .

Plötzlich wird es am neuen Hause unten am Fuße des Hügels, auf dem das Pfarrhaus steht, lebendig. Erregte Stimmen dringen durch das junge Laub der Bäume zu uns herauf. Schimpfen und Fluchen lauter Männerstimmen wechselt mit Jammern und Wehklagen von Frauen.

„Wir sind ganz unschuldig! Wir wissen von nichts! Wie sollen wir zu eurem Revolver kommen?" ruft eine Frau in gebrochenem Russisch. Das scheint unsere Lydia zu sein, ein Mädchen, das wir als Flüchtling aufgenommen, und das uns den Winter über treu gedient hat.

„Aber hier muß er sein!" schreit eine Männerstimme dazwischen. „Wenn ihr ihn uns nicht sofort schafft, stellen wir euch an die Wand!"

Darauf erneutes Klagen, Flehen und Beteuern der Frauenstimme.

Dann scheint die Gruppe in Bewegung zu geraten. Durch die Zweige der Bäume sieht man die uns so bekannten graubraunen Gestalten über den Hof gehen. Vielleicht nehmen sie wieder den Weg zum Bahnhof? . . .

Nein, sie kehren nach links ein. . . Sie kommen zu uns ins Pfarrhaus herauf. . . . Sie sind in größter Erregung, schreien, schimpfen, fuchteln mit den Händen. Was geschieht nun? . . . Das Herz will uns stehen bleiben. . . .

Jetzt sind sie in der geschlossenen Veranda. Die Pfarrfrau tritt ihnen entgegen. Das zweijährige Bübchen ist der Mutter unbemerkt gefolgt und hält sich an ihrem Rock. Auch wir andern kommen herzu. Wir erkennen die Bolschewiken, die am Morgen das Haus durchsucht haben. Kopf und Hand des einen sind dick verbunden. In seinen Augen steht Angst, Verzweiflung. Eine wahre Jammergestalt. Seine beiden Begleiter sind sinnlos vor Aufregung, haben einen roten Kopf, schreien, schlagen mit der Faust auf den Tisch. Daneben schluchzt das Mädchen, und ein halbblöder Mann, der gleichfalls von ihnen bedroht worden ist, sucht auch seinerseits die Sache zu erklären.

Wir verstehen nichts. Nur das Wort „Revolver" kommt immer wieder vor.

Nach langem Hin- und Herfragen wird uns der Zusammenhang endlich klar. Der Verwundete hat nach dem Unglück seinen Revolver verloren. Er könne ihm nur am neuen Hause herausgefallen sein. Jetzt ist er aber nicht mehr da, und wir werden beschuldigt, ihn entwendet zu haben. Bei der strengen Ordnung in der Roten Armee steht härteste Strafe, scheinbar sogar der Tod durch Erschießen, auf dem Verlust des Revolvers.

So ist die Lage des Verwundeten tatsächlich verzweifelt. Aber wir können ihm unmöglich helfen, da wir nichts vom Verbleib seiner Waffe ahnen.

Doch Vernunftgründe fruchten nichts. Die Roten toben wie sinnlos.

„Wenn ihr den Revolver nicht schafft, stellen wir euch alle an die Wand!" schreit ein blonder, junger Kerl auf russisch. „Ihr alle zusammen seid doch nicht wert, daß einer unserer Leute erschossen wird."

Wie eine innere Erstarrung kommt es über uns. Das Mädchen und der Blöde jammern und flehen um ihr Leben.

„Aber wir ahnen wirklich nichts von eurem Revolver! Was nützt euch denn unser Leben," stößt die Pfarrfrau heraus, und das Bübchen klammert sich angstvoll und verschüchtert an den Rock der Mutter. — — —

„Dann nehmen wir die Kühe!" schreit der Russe. „Wenn ihr die Kühe nehmt, müssen die Kinder verhungern. Wir haben sonst keine Möglichkeit, ihnen Milch zu schaffen!" ruft die junge Pfarrfrau in Tränen und ringt flehend die Hände.

Die Angst der Mutter muß das Herz der Russen gerührt haben. Sie scheinen sich zu bedenken.

Oder ist's noch etwas anderes, was sie unsicher macht? . . . Gespannt horchen sie einen Augenblick. Auch wir horchen auf. Ist das Maschinengewehrfeuer nicht bedeutend näher? Und da? . . . War das nicht gar eine Flintensalve? . . .

Die Weißen?! . . . O, wenn sie doch kämen! . . .

„Gebt uns 500 Rubel! So viel kostet ein Revolver! Dann gehen wir fort!" sagt nun der eine der Bolschewiken. In seiner Stimme klingt Unruhe und Unsicherheit.

500 Rubel! Wo sollen wir das Geld nur hernehmen? Nach diesem Winter fast ohne Einnahmen sind die Kassen völlig leer.

„Schafft schnell das Geld, oder wir erschießen euch!" schrien uns die Roten an.

Ein weiteres Zögern ist nicht möglich. Wir bringen herbei, was wir haben. Ein jeder rückt mit seinen ersparten Notgroschen heraus. Auch die Hausmädchen bringen ihr Geld. Etwas fehlt noch an den geforderten fünfhundert. Aber die Roten streichen das Geld ein, ohne es zu zählen und stürzen dann in Eile davon!

Inzwischen ist das Gewehrfeuer lauter geworden. Auch das Gewitter ist losgebrochen. Das Krachen der Geschosse mischt sich in das Rollen des Donners und das Prasseln des Regens. Wir lauschen dem Getöse draußen und leben gleichsam nur von einem Augenblick zum andern, ohne eine Ahnung, was die nächsten Minuten bringen werden, ohne eine Ahnung, ob die Gefahr nun abgewandt ist, oder ob uns noch neue, noch schwerere Schrecknisse drohen.

Da kommt eine Nachbarin gestürzt.

„Sie sind gefangen! Sie sind gefangen!" ruft sie atemlos.

„Wer? Wer ist gefangen?"

„Die Roten, die eben hier waren! Unten an der Gartenpforte war eine Abteilung Weißer verborgen. Die haben sie gleich mitgenommen, als sie herauskamen."

„Aus des Löwen Rachen gerettet!" so ist es uns zumute. Der Verlust des letzten Geldes ist ja schmerzlich. Aber was ist das gegen das Leben! . . . In solchen Stunden lernt man es, die Dinge nach ihrem eigentlichen Werte einzuschätzen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Aber nun, wo die Gedanken ruhiger geworden waren, hob ein neues Fragen und Sorgen an, ein Fragen und Sorgen, das uns von da ab wochenlang Stunde um Stunde bewegte und erst zur Ruhe kam, als wir alle wieder vereinigt waren. Es war die Frage nach dem Schicksal des Hausvaters, der uns so plötzlich hatte verlassen müssen, und dessen Leben tausendfach be-

droht war, um so mehr, als er der einzige Pastor im Umkreise von 80 Kilometern war und in fünf Kirchen den Winter über Gottesdienst gehalten hatte.

Eine Botschaft durch ein Gemeindeglied, bei dem er sich kurze Zeit verborgen, meldete uns, daß er der größten Gefahr glücklich entronnen sei, und nannte das Ziel seiner Flucht. Ob er es erreicht hatte?... Wir glaubten fest daran... Wir hatten ja inzwischen gelernt, an Wunder zu glauben, und es erfahren, was es heißt, unter dem „Schirm und Schatten des Höchsten zu sitzen."

(Fortsetzung folgt.)

Schon glänzt der See Tiberias
Im milden Abendrot.
Der Herr steigt müd und arbeitsblaß
Dort in ein leichtes Boot.
Die Jünger folgen Jesu gern:
Denn wo wär's schöner als beim Herrn!

Das Schiff zieht leise seinen Pfad,
Bald wird's am Ufer sein.
Schon drüben das Gebirge naht,
Umglänzt vom Mondenschein.
Die Jünger sehn die Berge glühn,
Anbetungsvoll im Kahn sie knien!

Doch sieh! was braust dort in der Fern?
Ist das nicht Wellenschaum?
Schon näher rollt der Wogenlärm,
Schon naht er sich des Schiffes Saum!
Da brüllt er los, der wilde Föhn!
Es schwankt das Schiff auf Wellenhöhn!

Und immer wilder wird der See,
Ringsum ist schwarze Nacht!
Kein Sternlein blinkt in weiter Höh,
Ob denn der Herr nicht wacht?
Der Hüter Israels: er schläft,
Ob auch die Wog' ins Schifflein fegt.

Er schläft so fest, ihn kann nicht wecken
Der wüste Wasserprall.
Er schläft so süß, ihn kann nicht schrecken
Des Blitzes Donnerhall.
Er braucht ja nur sich zu erheben,
Und Wind und Wetter muß sich legen.

Und es geschieht. Die Jünger rufen:
„Herr, hilf uns, wir verderben."
Da tritt er an des Schiffes Stufen,
Die weißen Wellen färben.
Er spricht zur bangen Jüngerschar:
Kleingläubige, was zagt ihr gar?

Wo ist der Glaube felsenfest,
Der stets dem Herrn vertraut?
Der niemals seine Kinder läßt,
Stets mildreich auf sie schaut!
Gib uns nur Glauben, lieber Herr,
Damit er sich der Angst erwehr'!

Und dann erstrahlt er hoch und hehr
In herrl'cher Lichtgestalt!
Er hat auch über Sturm und Meer
Die oberste Gewalt!
„Schweig u. verstumme", spricht der Herr;
Da regt sich keine Woge mehr!

Wo bleibt dein Glaube, lieber Christ,
Wenn du im Unglück zagst?
Wenn du so mutlos, traurig bist
Und nichts mit Jesu wagst?
O, wenn dir's an die Seele geht,
Denk' an den See Genezareth.

H. Barre.
— Gemeindeblatt.

Sind unehrliche Mennoniten immer unehrlich gewesen?

(Von M. B. Fast.)

Seit längerer Zeit habe ich oft und immer wieder eine Art Mahnung gefühlt, auch etwas für die Spalten der Rundschau zu schreiben, wenn ich das Wort „Reiseschuld" in der Rundschau gesehen und dann den Stoßseufzer gelesen, den die leitenden Männer der Sache wegen hören ließen.

Zuerst will ich berichten, wie ich das schon öfter getan habe, daß ich der Sache wegen, aus Erfahrung und aus persönlicher Beobachtung, manches weiß, was mancher Leser vielleicht nicht weiß.

Als wir im Jahre 1877 Rußland verlassen wollten, um nach dem freien Amerika auszuwandern, wurde mein Vater und ein Onkel P. B. zu Führer der großen Reisegesellschaft (über 1000 Personen) gewählt. In der Gesellschaft waren paar Familien die waren wirtschaftlich reich, eine Anzahl waren wohlhabend, andre arm und noch andre hatten kein Geld, ihre Reisekosten zu bezahlen.

Vater meldete die Zahl der Hilflosen bei der Schiffsgesellschaft in Antwerpen. Er mußte es schon telegraphisch tun. Die Zeit zur Abreise war nahe. Das Telegramm war unterwegs und vielleicht bei der Uebersetzung aus dem russischen ins deutsche, etwas verstümmelt. Die Zahl der Hilflosen war 55. Ich erinnere mich noch wie der Schreiber der Schiffsgesellschaft den Fehler bespöttelte, schließlich aber doch die Zahl 55 erraten hatte.

Die Schiffsgesellschaft hatte sich mit dem Hilfkommitee in Philadelphia in Verbindung gesetzt und durch A. F. Versprechen, wurden alle 55 Personen mit uns befördert.

Br. D. G. der Herausgeber des Blattes „Zur Heimat" bekam die Notenschuldscheine oder Handschriften zur Aufbewahrung. Dann gab es in Halbstad Feuer und auch das Heimatsgebäude mit samt den Noten jener Armen, wurde ein Raub der Flammen.

Eine Anzahl haben ihre Reiseschuld damals, obzwar die Noten verbrannt waren, doch bezahlt. Doch als ich im Jahre 1908 im östlichen Pennsylvania bei den Alt-Mennoniten Besuche machte, erzählte mir ein bejahrter Bruder: „Als die Not der Armen aus Rußland, in unsrer Gemeinde bekannt gemacht wurde, wurden etliche Herzen zu Mitleid bewegt und wir übernahmen so viel der Reiseschuld dieser 55. Dann später fragte ich einmal an, ob die betreffenden jetzt vielleicht die Schuld bezahlen konnten? Da bekam ich zur Antwort: „Die Note ist längst verjährt und ist auch in Halbstadt verbrannt — ich bezahle die nicht!" Dann sagte der alte Bruder weiter: „Wir dachten die Mennoniten sind ja ehrlich und werden, sobald es ihnen möglich sein wird, ihre Schuld bezahlen. Wir wollten nicht drängen! Wir waren ganz enttäuscht, wollten aber keinen Aufruhr machen und schwiegen stille!"

Als ich neulich den letzten Mahnruf von Aelt. D. Töws las und dann das Referat las, ging es mir fast so wie mir vor vielen Jahren ein alter Müller in Steinbach, Man. mal erzählte: „Etliche Bauern haben mich in Rußland manchmal so geärgert und ich war öfter zum Kampf bereit. Der Bauer der mich übervorteilen wollte, es auch schon wiederholt getan hatte, stand vor mir und ich hatte meine Faust schon geballt — doch ich behielt die Faust in meiner Tasche!"

Nun weiß ich, daß nicht nur eine kleine Anzahl in Canada, ihre Reiseschuld nicht bezahlen wollen, sondern es sind auch in den Ver. Staaten etliche Familien die von Harbin, China über San Franzisco ins Land der Freiheit kamen, d. haben sich ganz oder teilweise gemütlich eingerichtet aber an der Reiseschuld haben sie noch nichts bezahlt. —

Ich war wohl jedesmal in Frisco, wenn mehr oder weniger Familien dort ankamen. Ich war mit dabei und habe gesehen wie froh und dankbar sie waren als sie ans Land aussteigen konnten. Ich habe gesehen wie gerne sie dort die gegenseitigen Schuldscheine unterschrieben haben. Ich war auch mit auf der verhängnisvollen Insel wo die Würfel fielen, ob die betreffenden Familien — oder die Familienväter vergaßen — wenigstens scheinbar was sie dort so feierlich versprochen hatten! Ob man es wirklich vergessen hat, glaube ich kaum — —.

Warum soll der Mennonit das Eigenschaftswort „ehrlich", verlieren? Unsre Väter, oder besser Vorfahren gebrauchten das Wort bekehrt wohl nie, oder sehr selten. Was die aber in Banko zur Einreise in Rußland von der Regierung erhielten, haben sie ehrlich zurück gezahlt.

Nun will ich noch eines erwähnen: In dem Referat wird erwähnt, daß die Leute die im Jahre 1923 nach Canada einreisen durften, aus der russischen Hölle gerettet wurden! Wahr ist das Fernere, die Kassierer haben schon so lange gebeten, es ist höchste Zeit, daß wir anfangen die Schuld einzufordern. Wir müssen diese Krankheit jetzt durch Operation vollziehen. Es sollten Listen angefertigt werden. Die böswillige Nichtzahler, und auch die Andern und die Namen sollten in unsern Blättern veröffentlicht werden usw."

Die obigen Warnungen sollten gelesen und beachtet werden. Doch kann es sehr leicht geschehen, daß es mit diesen in Aussicht gestellten Drohungen so wird, wie es in manchen Familien geht wo Kinder ab und zu ungehorsam sind. Die Mutter droht mit Kloppfen, mit Eckenstehen, mit es abends alles Vater sagen usw., doch die Kinder in den meisten solcher Familien wissen ganz genau, daß das alltägliche Drohungen sind und es bleibt genau wie es war!"

Ich bete fast jeden Tag für die armen verbannten Glaubensgenossen in Rußland, der liebe Gott möchte doch ihr schreckliches Schicksahl wenden, wenn er noch verzieht zu kommen. Wenn alle Familien die damals aus der russischen Hölle heraus gerettet wurden, das auch mit Ernst tun würden, dann würde es in der Kasse wohl bald auffallend klingeln, und die C. P. R. würde dann sicher gute Mine, zu dem bösen Spiel machen! Bitte ihr Lieben, versucht es doch einmal.

Reedley, Calif.

— **Der französische Ministerpräsident** Edouard Daladier erklärte feierlich Frankreich sei bereit und entschlossen, sein Kolonialreich mit allen ihm zur Verfügung stehenden Kräften zu verteidigen, und werde sich von diesem Entschlusse „durch Androhungen von Gewalt oder andere Erpressungs-Taktiken" nicht abbringen lassen.

— **In Halifax, N. S.** brannte das alte Queen Hotel in den Morgenstunden den 2. März nieder, wobei 21 ihr Leben einbüßten, 25 schwer verwundet wurden und 45 als vermißt erklärt wurden. Zwei Häuser äsch(e)rten auch ganz ein. Der Sachschaden soll sich auf über eine halbe Million stellen.

— **Belgien hat ein neues Kabinett,** nachdem das frühere vor zwölf Tagen resigniert hatte. Der neue Premier, der katholische Senator Hubert Pierlot, unterbreitete die Liste seiner „Geschäftsregierung" König Leopold, beschloß aber, die erste Abstimmung im Parlament verschieben zu lassen. Pielots Kabinett setzt sich aus Katholiken, Sozialisten und Ministern, die nicht Parlamentsmitglieder sind, zusammen.

— **Moskau.** Acht Leute, die der Spionage im Dienste einer Macht aus dem Fernen Osten schuldig befunden worden sind, wurden in Semipalatinsk zum Tode verurteilt und hingerichtet.

— **Moskau.** Gerüchte über Massenhinrichtungen in der Ukraine, die in der letzten Woche verbreitet wurden, werden nunmehr durch den ersten Sekretär des Gebietskommitees für Odessa-Kolchwanow bestätigt, der erklärte, daß gewisse feindliche Elemente sich wieder massenhaft hervorwagen. Erst letzte Woche seien diese Elemente in der Ukraine beseitigt und vernichtet worden.

— **Der amerikanische Botschafter Joseph P. Kennedy** teilte der britischen Regierung mit, drastische Beschränkung jüdischer Einwanderung in Palästina u. die Abschaffung des britischen Mandats über das Heilige Land würden eine „verhängnisvolle Auswirkung auf die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten haben".

— **Italien soll seine Forderungen** Frankreich unterbreitet haben, die die Lage viel entlasten, denn sie wollen nur die Eisenbahn nach ihrem Aethiopien haben, dann Teil haben am Hafen, dem Ausgangspunkt der Bahn und Minoritätsrechte in Tunis. Es scheint, die Sache wird sich friedlich regeln lassen.

— **Manitoba hat die Höchstgeschwindigkeit** für alle Hochwege auf 50 Meilen pro Stunde festgesetzt. Das sollte genug sein.

— **In Madrid wird schon Tage lang** gefochten, denn die Kommunisten widersetzen sich den Republikanern, die einen Frieden mit Ehren mit den Nationalisten schließen möchten. Franco zieht dauernd weiteres Militär zusammen, ja die erste Schützlinie, die die Republikaner verließen, um die Kommunisten, die jetzt Rebellen heißen, zu bekämpfen, wurden von den Nationalisten schon besetzt. Wenn Franco jetzt erst das Order geben wird, dann wird er allem Anscheine nach auch bald die Lage geklärt haben.

— **Der frühere Gesandte Canadas,** Hon. W. D. Herridge, Schwager des früheren Prime Ministers R. B. Bennet hat eine neue Partei, bekannt als Demokratische, organisiert, und sie soll bei der nächsten Wahl, die im Herbst erwartet wird, schon voll ins Feld rücken.

— **In der Tschechoslowakei ist's wieder** sehr unruhig. Die Slowaken wollen sich von den Tschechen trennen, das will Prag nicht zulassen, und die Tschechen haben die slowakische Regierung aufgelöst, die Hauptstadt Bratislaw besetzt. Ob sie gewinnen werden, ist fraglich.

— **Prime Minister Chamberlain hat** die Arbeit in Angriff genommen, eine Konferenz der Hauptmächte der Welt einzuberufen, um dem Wettrüsten Einhalt zu gebieten, da sich die internationale Lage weiter geklärt hat.

— **Ontario will eine Arbeitslosenversicherung** durchführen.

— **Die Vereinigten Staaten werden** bald zwei weitere Kardinäle haben, wie die Zeitungen wissen wollen.

— **Sir Joseph Flavelle, Toronto,** einer der leitenden Kapitalisten Canadas ist in seinem 81. Lebensjahr gestorben.

— **Rumäniens Premier Miron Cristea,** der auch Patriarch der griechisch-katholischen Kirche Rumäniens war, ist an Lungenentzündung gestorben.

— **Washington. Im Alter von 51 Jahren** starb in der Bundeshauptstadt der frühere Botschafter Japans bei den Vereinigten Staaten Hiroshi Saito. Sein Tod kam unerwartet, obwohl er seit vergangenen Herbst an einem Brustleiden litt. In wenigen Monaten wollte er nach Japan zurückkehren.

Saito kam nach Washington im Jahre 1934, nachdem er jahrlang im auswärtigen Amt in Tokio arbeitete und auch die diplomatische Vertretung seines Landes in verschiedenen europäischen Hauptstädten inne hatte.

Als Saito aus Gesundheitsrücksichten den Botschafterposten in Washington niederlegte, bot ihm der japanische Premier Prinz Fumimaro Konoye den Posten eines Ministers des Auswärtigen an. Saito lehnte wegen seines Leidens ab.

— **Washington.** Das Bundesobergericht hat Sitzstreiks im Lande verworfen und entschieden, daß Arbeiter, die Besitz von Fabriken ihrer Arbeitgeber ergreifen, sich außerhalb des Schutzes des Wagner Labor Relations Act stellen.

Gerichtspräsident Charles E. Hughes, der die Mehrheitsentscheidung verlas, erklärte, der Sitzstreik in den Anlagen der Fansteel Metallurgical Corporation zu North Chicago, Ill., vor zwei Jahren war eine Gewaltmaßnahme ohne einen Schatten von gesetzlichem Recht.

— **Washington.** Dem Hause ist eine auf $1,700,471,345 lautende Bewilligungsvorlage für das Schatzamts- und Postdepartement gleichzeitig mit einer amtlichen Zuschrift des Schatzamtssekretärs Morgenthau zugegangen, derzufolge das diesjährige Budget die Erhöhung der Grenze für die Landesschuld auf $50,000,000,000 notwendig machen wird.

— **New York.** 12,000 Kommunisten hatten sich im Madison Square Garden versammelt, um den 20. Geburtstag der Kommunistischen Internationale und den 155. Jahrstag der Gründung des „Daily Worker", des offiziellen Organs der Partei, zu führen.

— **Berlin.** Das amtliche Deutsche Nachrichtenbüro sagte in einem Bericht über die Rede des Präsidenten Roosevelt, der Präsident sei von „falschen Darstellungen und merkwürdigen Auslegungen" zur „direkten Lüge" übergegangen.

In dem unter einem New Yorker Datum erschienen Bericht heißt es: „Es ist erlogen, daß die Religion in nationalistisch regierten Staaten unterdrückt wird, so daß niemand seinem Gott nach seiner eigenen Weise dienen kann."

— **Nizza, Frankreich.** Die Trümmer eines deutschen Verkehrsflugzeuges und die Leichen von 11 Opfern wurden in den Alpen in der Nähe von Roubillon unweit der italienischen Grenze gefunden.

Die Trümmer des Flugzeuges wurden französischen Untersuchungsbeamten definitiv als die des vermißten „D-Alus" identifiziert.

Diese Maschine, ein dreimotoriges Verkehrsflugzeug, war am 25. Februar von der Insel Mallorca auf der Höhe der spanischen Nordostküste nach Genua abgegangen.

— Paris. Berichte von Zusammenstößen zwischen französischen und italienischen Truppen an der Grenze von Tunis erhalten sich hier hartnäckig.

Die Spannung in den Beziehungen zwischen Frankreich und Italien ist damit wieder einmal stark in den Vordergrund getreten.

Eine große Mennonitenansiedlung in Montana.

Die mennonitische Ansiedlung in der Fort Peck Reservation von Montana bei Volt und Lustre, nördlich von den Stationen Wolf Point bis Oswego, ist eine der größten und bedeutendsten in den Nordwestlichen Staaten. Sie umfaßt einen Flächenraum von ungefähr 25 Meilen nach Osten und Westen und ungefähr 15 Meilen nach Norden und Süden. Viele bekannte Ansiedler wohnten früher in Kansas, Nebraska, Minnesota, Süd-Dakota und Canada.

Das Land ist mehr eben, ganz wenig wellig, fast alles pflügbar. Die Farmen bestehen aus 320 bis 640 Acker oder etwas mehr und die meisten Farmer haben sozusagen alles Land unter Kultur.

Viele von den einzelnen Farmern ziehen jährlich von 8000 bis 10,000 Buschel Weizen. Das Ergebnis ist in guten Jahren größer, aber alle befolgen auch die Praxis, ungefähr die Hälfte ihres Landes jedes Jahr zu Schwarzbrache zu pflügen. In den besten Jahren erzielen sie Erträge von 25 bis 35 Buschel vom Acker, und in den weniger guten Jahren schützt das Schwarzbrachensystem sie vor einer Mißernte, obzwar die Erträge nur gering sind. Es wird auch Futtergetreide wie Hafer, Gerste und Korn gezogen. Alle Farmer halten Kühe, Schweine und haben bedeutende Hühnerzüchtereien.

Es sind gute Gelegenheiten vorhanden auf der mennonitischen Ansiedlung unbearbeitetes oder bearbeitetes Land zu erwerben. Es ist dort auch noch unbebautes Land, welches den Indianern gehört, für einen billigen Preis zu pachten.

Um Einzelheiten und niedrige Rundfahrtpreise wende man sich an:

E. C. Leedy,
General Agricultural Development Agent, Dept. R.
Great Northern Railway, — — St. Paul, Minn.

— Paris. Die französischen Autowerke haben gegen elf Gewerkschaften, die für den Streik im November 1938 verantwortlich sind, Schadenersatzklagen in der Höhe von 5,000,000 Francs angestrengt, eine Summe, die den durch den Streik erwachsenen Schäden gleichkommt.

— Paris. Nach der Kündigung des Laval-Mussolini-Abkommens des Jahres 1935 durch Italien, besetzten französische Truppen in Somaliland das den Italienern durch den Vertrag bereitgestellte Gebiet. Da Italien niemals von dem Territorium Besitz ergriffen hatte, vollzog sich die Besetzung ohne Zwischenfälle.

— Blackburn, England. Premier Neville Chamberlain sprach in dieser Stadt der Lancashire Baumwollspinnereien zu Mitgliedern seiner Konservativen Partei und verlieh der Hoffnung Ausdruck, Deutschlands Freundschaft durch Handelsgeschäfte zu gewinnen. Er betonte jedoch gleichzeitig, daß England stark genug sei, seine Rechte und Freiheiten gegen jeden Angreifer zu verteidigen.

Er versicherte, daß er seine Worte nicht in prahlerischem Sinne gemeint habe und sie noch viel weniger einem aggressiven Geist entspringen. „Unsere Rüstungen bedrohen niemand, und wir hegen die freundlichste Gesinnung gegen jedes Volk in der Welt.“

Er wies darauf hin, daß Oliver Stanley, Präsident der Handelsbehörde, an der Spitze einer britischen Handelsmission nach Berlin gehen wird und sagte: „Der Weg des Handels mag der rascheste und sicherste Weg zum Frieden und zum Verständnis zwischen Völkern sein.“

Chamberlain hatte einige Worte des Lobes für Hitlers Reichstagsrede und sagte, es sei bezeichnend, daß sich sofort nach der Rede die Handelsberichte gebessert hätten.

— Spaniens Frage ist noch immer nicht ganz erledigt, denn die Loyalisten haben sich noch nicht ergeben, die Kämpfe haben aber noch nicht begonnen.

— In Mexiko wurden 8 Deutsche arretiert, indem ihnen Spionage vorgeworfen wird.

— Bei einer Explosion in Haifa, Palestina wurden 30 Araber getötet und 45 Araben und 2 Juden verwundet.

— Ein neuer R. C. A. F. Aeroplan ging beim Aufstieg in Vancouver in Flammen auf. Die Ursache ist noch nicht festgestellt.

— Bei einer Explosian in dem Arsenal in Osaka, Japan wurden 400 getötet, 5800 obdachlos.

— Premier Mackenzie King forderte Canadas Parlament auf, so schnell wie möglich die vorliegende Arbeit zu erledigen, da es vielleicht bald aufgefordert müßte werden, viel wichtigere Fragen zu entscheiden, im Hinblick auf die kritische internationale Lage.

— Die unabhängige „Daily Expreß“, London unterstützt Deutschlands Forderung ihrer Kolonien und empfahl am 3. März, sie ihnen sofort zurückzugeben.

— Paris. Spanische Regierungsbeamten erklärten, d Ministerpräsident Juan Negrin einen britischen Vorschlag mit Bezug auf einen Waffenstillstand zur Beendigung des spanischen Bürgerkrieges angenommen habe. Negrin ist geflohen.

Wie in diesen, dem spanischen Regierungspräsidenten Manuel Azana nahestehenden Kreisen verlautete, ist dieser Entschluß in einer Kabinettssitzung in Madrid gefaßt worden. Es wurde durch den Außenminister, Julio Alvarez del Vayo, übermittelt. Damit sollen der Aufnahme von offiziellen Unterhandlungen über die Beendigung des Bürgerkrieges die Wege geebnet werden.

— London. Der britische Außenminister Lord Halifax hat zu verstehen gegeben, daß England gern bereit wäre, zwischen Frankreich und Italien zu vermitteln. Es ist jedoch zweifelhaft, ob Frankreich sich darauf einlassen wird.

Die italienische Zeitung „Il Popolo di Roma“ bringt eine Meldung aus London, in der gesagt wird, daß Premier Chamberlain an einem Plan zur Erledigung des italienisch-französischen Streites arbeitet.

„Il Resto del Carlino“ von Bologna, eine der größten Provinzzeitungen Italiens, sagt, sie würde Hitler als Vermittler vorziehen, würde aber hoffen, daß Chamberlain Erfolg hat, wenn er sich der Aufgabe ernstlich unterzieht.

Lord Halifax sagte im britischen Haus der Lords, daß England nur an Vermittlung denken könnte, wenn beide Parteien es wünschen.

— Viscount Halifax, britischer Außenminister, sagte in dem Oberhaus, daß weder die französische noch die italienische Regierung den Wunsch um „Vermittlung von dritter Seite“ in ihrem Disput um Kolonialbesitz zu erkennen gegeben habe.

